1,30 DM / Band 22
Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Die Hexe von Java

Belgien F 24 / Frankr. F 3,20 / Italien L 600 / Luxemb. F 22 / Niederl. f 1,60 / Schweden kr 3,75 i.m. / Spanien P 60



Die Hexe von Java

John Sinclair Nr. 22

von Friedrich Tenkrat

erschienen am 07.11.1978

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Hexe von Java

Die Hexe von Java bietet dem Dämon des Teufels ihre Hilfe bei seinen ungeheuerlichen Verbrechen an.

Begeistert nimmt er die Dienste seiner tatendurstigen Helferin an, denn er plant Tag und Nacht neue Untaten. Er ist auf Menschenjagd. Seine Opfer verwandelt er in häßliche Dämonen.

Die Waffen liefern ihm die Schmieden der Verdammnis – und jetzt auch die Hexe von Java.

Tari, die Hexe von Java, hatte sie gerufen, und sie waren alle gekommen. Niemand wagte sich Taris Befehlen zu widersetzen. Denn sie war unglaublich mächtig und konnte Dinge tun, die ihre Getreuen immer wieder verblüfften.

Tari war ein verhutzeltes altes Weib. In ihrem widerlichen Mund stand nur noch ein einziger Zahn.

Der Giftzahn, wie mal einer verbreitet hatte. Dieser Lästerer mußte mit seinem Leben für diese Behauptung büßen.

Die Hexe war klein und dürr. Ihre knotigen Finger krampften sich meist um einen dicken Stock, auf den sie sich stützte. Ihre Kleider waren ihr viel zu weit, sie flatterten um ihren knöchernen Körper. Überall wiesen sie Risse und Löcher auf.

Manches Bettelweib in Djakarta war besser gekleidet als Tari.

Ihre Aufmachung war nur Tarnung. Sie wollte nicht auffallen, wenn sie durch Djakartas Straßen ging, denn sie verrichtete das Werk des Bösen gern im verborgenen.

Tari hatte ihre Getreuen zusammengerufen, um ihnen eine freudige Mitteilung zu machen.

Die von der Hexe auserwählten Männer und Frauen – sieben an der Zahl – waren tief in den Java-Dschungel vorgedrungen. Ihr Treffpunkt war im dichten Urwald versteckt: ein alter, halbverfallener Tempel. Im Laufe der Jahrzehnte hatten Schlingpflanzen, Farne und Jungbäume Besitz von dem Tempel ergriffen.

Statuen und malakka-malaiische Symbole, die das Böse abhalten sollten, waren von ihren Sockel gestürzt und durch Figuren, die die Macht der Hölle verherrlichten, ersetzt worden. Schlangen nisteten in finsteren Mauerrissen.

Der Ort strahlte eine fühlbare Bedrohung aus. Keiner, der nicht von Tari hierhergerufen worden war, hätte den Mut besessen, diesen gespenstischen Tempel zu betreten.

Gewaltige Felsblöcke lagen im Inneren des entweihten Tempels.

Die Hexe von Java behauptete, der Satan persönlich habe ihr geholfen, diese Blöcke hierherzuschaffen.

Ihre Getreuen umringten einen dieser Steine, während sich Tari darauf niederließ und ein schwarzes Gebet verrichtete, das vor Bosheiten und Gemeinheiten, vor Flüchen und Schimpfworten nur so strotzte.

Sie hatte die Arme ausgebreitet und rief mit schriller Stimme immer wieder den Antichrist an. Sie bat ihn, ihr beizustehen und ihn mit seiner Allmacht zu unterstützen. Sie habe große Dinge im Sinne der Hölle vor und brauche deshalb mehr Macht als bisher, um ihre geplante Tat ausführen zu können.

Es zischte plötzlich, als wäre eine riesige Schlange in den Tempel gekrochen. Die Getreuen der Hexe blickten sich erschrocken um, sie

konnten aber nichts entdecken. Ein spukhaftes Knistern folgte.

Und mit einem Mal begann der Felsblock, auf dem die Hexe saß, zu glühen. Zunächst leuchtete er rot, dann wich die Röte einer grellen weißen Glut. Tari wäre unter normalen Umständen verbrannt.

Sie kicherte wie eine Wahnsinnige. Sie tanzte auf dem Felsen, der eine so gewaltige Hitze ausstrahlte, daß die sieben Personen, die ihn umringten, erschrocken zurückwichen.

»Dies ist das Zeichen!« kreischte Tari. »Das Zeichen dafür, daß Satan mich erhört hat. Er wird mir beistehen. Er wird mich mit der nötigen Macht ausstatten, und ich werde sie in seinem Sinne einsetzen!«

Die Hexe stampfte mit ihren Füßen voller Begeisterung auf. Sie warf die Arme jubelnd in die Luft und drehte sich immer wieder im Kreis. Dabei gellte ihr schauriges Gelächter durch den halbzerstörten Tempel.

Da, wo einst das Dach gewesen war, griff der Urwald mit seinen grünen Fingern herein. Der dichte Laubbaldachin verdeckte den Himmel. Er rauschte unentwegt und täuschte einen Frieden vor, den es an diesem Ort nicht gab.

Schneller, immer schneller bewegte sich die närrische Hexe.

Bald drehte sie sich so schnell wie ein Kreisel. Als endlich die Drehbewegungen langsamer wurden, begann sich der Körper zu verwandeln. Tari sah von Sekunde zu Sekunde jünger aus.

Ihr Wahnsinnsgeschrei ging den Männern und Frauen, die ihr Treiben beobachteten, durch Mark und Bein.

Die Hexe hörte nicht auf, sich um die eigene Achse zu drehen.

Fast sah es so aus, als könne sie nicht mehr damit aufhören. Und ihre Schreie hörten sich beinahe wie Hilferufe an.

Doch es waren Lustschreie, denn in diesem Augenblick vereinigte sich dieses furchtbare Weib mit dem Satan. Seine Kraft strömte in ihren Körper über und machte sie stark und zu großen Dingen fähig.

Ganz langsam erlosch das Glühen des Felsblocks.

Tari stand still. Sie war völlig außer Atem. Sie hatte ihr Gesicht in die Hände gelegt und lachte, lachte, lachte…

Diese Hände!

Die Getreuen der Hexe trauten ihren Augen nicht. Es waren junge, zarte Hände. Nicht mehr alt, faltig, zu Klauen gekrümmt. Zarte Mädchenhände waren es. Als die Hexe nun den Kopf hob, erkannten die Umstehenden, daß mit ihr eine verblüffende Wandlung vorgegangen war.

Tari war blutjung und bildschön.

Ihre Augen strahlten lebendig. Sie war schlank, hatte einen straffen, geschmeidigen Körper, ansehnliche Brüste, lange, wohlgeformte Beine. Ihre Lippen waren voll und dunkelrot.

Es würde wohl kaum einen Mann geben, der ihr widerstehen konnte,

wenn sie sich an ihn heranmachte.

Sie warf ihren Stock weg, auf den sie sich gestützt hatte, als sie hierherkam.

Sobald das Holz den Felsblock berührte, verwandelte es sich in eine hoch auflodernde Flamme, die wie ein Mahnfinger mitten im Tempel stand.

»Freunde!« rief Tari mit einer jungen, kräftigen, vitalen Stimme. »Brüder und Schwestern im Herrn des Bösen! Ihr wißt, weshalb ich euch hierher befohlen habe!«

Die Anwesenden nickten.

Der Feuerfinger ließ seinen Lichtschein über ihre Gesichter tanzen.

»Seit vielen Jahren warte ich auf die Gelegenheit, den Diakon des Teufels zu erlösen. Ihr kennt seine Geschichte. Eine Sekte hat ihn totgebetet, hat ihn geköpft und seine böse Seele aus dem Leib verbannt. Dann haben diese Sektierer seinen Schädel in eine Kiste gepackt, diese mit Symbolen des Guten versehen und im Meer vor Javas Küste versenkt. Dieses traurige Ereignis spielte sich vor nunmehr 200 Jahren ab. Damals drangen die Holländer, trotz erbitterten Widerstandes der Einheimischen, in unsere Inselwelt vor. Wahadin, der unserem Herrn und Meister so viele große Dienste erwiesen hatte, fand damals ein schreckliches Ende. Aber diese verfluchten Sektierer konnten ihn nicht wirklich vernichten. Sie konnten ihn lediglich ausschalten, ihn seiner Gefährlichkeit berauben. Mehr erreichten sie nicht. Wahadin, der Diakon des Teufels, lebt noch. Er befindet sich seit zweihundert Jahren in Wartestellung – und er soll nun nicht mehr länger auf seine Befreiung warten müssen. Wir, meine Freunde, werden es ihm mit Satans Hilfe ermöglichen, aus seinem nassen Gefängnis zurückzukehren. Wahadin wird seine Schreckensherrschaft schon bald wieder antreten, und wir werden seine treuesten und ergebensten Diener sein!«

Der blutrote Feuerschein ließ das junge Gesicht der Hexe noch verführerischer erscheinen.

»Java wird wieder von Wahadin geknechtet werden. Der Diakon wird auf dieser Insel wieder Angst und Schrecken verbreiten. Er wird die Seelen reiner Menschen jagen, wird ihnen mitleidlos ihr sauberes Leben nehmen und sie zu gemeinen Dämonen machen! Und wir, meine Freunde, wir werden die unglaubliche Ehre haben, ihm dabei helfen zu dürfen!«

»Wie?« fragte ein bulliger Indonesier mit ernster Miene. »Wie werden wir den Diakon befreien?«

Tari kicherte boshaft. »Kein Problem. Laßt mich nur machen. Ihr habt doch sicherlich von den britischen Meeresforschern gehört, die mit ihrem Forschungsschiff ›Bossa Nova‹ vor unserer Küste kreuzen.«

Alle nickten.

Tari, die Hexe von Java, lachte. »Diese Männer werden zu unserem Werkzeug werden, ohne das sie es wissen oder wollen. Sie werden Wahadin für uns befreien. Und der Diakon wird es ihnen auf seine Weise danken!«

Plötzlich brach die Hexe ihr gemeines Lachen ab.

Sie starrte einen ihrer Getreuen feindselig an. Der Mann erschrak zutiefst. Er hatte das Gefühl, eine unsichtbare Hand würde ihm die Kehle zuschnüren. Verwirrt und ängstlich ging er einen Schritt zurück.

»Zweifler!« schrie Tari ihn wütend an. Ihr Gesicht war von abgrundtiefem Haß verzerrt. »Glaubst du, ich weiß nicht, was du denkst, Proto?«

Der Indonesier faßte sich verstört an die Schläfen. Tari hatte seine Gedanken erraten. Er hatte sich erdreistet, an ihrem Erfolg zu zweifeln. Alte Sitten und Gebräuche untersagten dies. Wer dennoch zweifelte, der setzte sein Leben aufs Spiel.

Proto hatte nicht gewußt, daß Tari in seinen Kopf blicken konnte. Nun wußte sie Bescheid, und sie war wegen seiner skeptischen Gedanken rasend vor Wut.

»Du warst immer nur mit halbem Herzen auf meiner Seite. Du hast nie rückhaltlos hinter mir gestanden!« kreischte die Hexe wutschäumend.

Proto hob abwehrend die Hände. »Das ist nicht wahr, Tari!«

»Lügner!«

»Ich bin dein treuer Diener!«

»Lügner! Lügner.« Die Hexe von Java stampfte wild auf den Felsblock. »Der Satan hat mir die Fähigkeit verliehen, dich zu durchschauen. Es widert mich an, was ich sehen muß. Du bist ein elender Feigling, Proto. Du weißt nicht, was du willst. Du bist wankelmütig, möchtest gern Böses tun, hast aber nicht den Mut dazu…«

»Das stimmt nicht!« verteidigte sich Proto bestürzt, denn er hatte Angst um sein Leben. »Ich habe…« Er wollte eine Aufzählung all jener schlechten Taten folgen lassen, die er begangen hatte.

»Was?« fiel ihm die tobende Hexe scharf ins Wort. »Was hast du denn getan, he? Du warst zumeist nur ein jämmerlicher Mitläufer. Du hast alles die anderen tun lassen, hast niemals Eigeninitiative entwickelt. Warst höchstens dabei, aber das war schon das höchste der Gefühle! Du bist ein Fremdkörper in unserer Mitte, Proto! Du gehörst nicht zu uns!«

»Ich muß erst in euren Kreis hineinwachsen!« schrie Proto nervös.

»Du hattest lange genug Zeit dazu!«

»Ich brauche eben etwas länger, um ein vollwertiges Mitglied dieser Gemeinschaft zu werden!«

»Du wirst niemals ein vollwertiges Mitglied werden, Proto! Und ich

erachte es als eine persönliche Beleidigung, wenn du am Gelingen meines Vorhabens zweifelst!«

»Es tut mir leid!« keuchte Proto.

»Ich bin dafür, daß wir uns hier und heute trennen, Proto!« sagte die Hexe hart.

Der Indonesier fiel vor Schreck brüllend auf die Knie. Er rang die Hände und schrie: »Gnade, Tari! Gnade!«

Aber die Hexe hatte kein Mitleid mit ihm. Ihr Körper straffte sich. Sie machte eine herrische Handbewegung.

Die anderen Anwesenden traten zurück.

»Bleibt bei mir!« heulte Proto. »Laßt mich nicht allein! Steht mir bei! Ich bin einer von euch! Wir müssen zusammenhalten!«

Abweisende Mienen, wohin er blickte. Eisiges Schweigen. Er erkannte, daß er von allen bereits abgeschrieben war.

Tari schnippte mit dem Finger. Die hohe Flammensäule fiel in sich zusammen und verwandelte sich von einer Sekunde zur anderen in einen wabernden magischen Nebel.

Die Schliere glitt über den Stein nach unten. Sobald sie den Boden erreicht hatte, baute sie sich vor Proto zu einer mächtigen Gestalt auf. Armdicke Hörner wuchsen aus ihrem Schädel. Ein wildes, tödliches Feuer loderte in ihren Augen, der Rachen war glutrot. An den Händen entdeckte Proto gewaltige Krallen. Der Fuß, mit dem die schreckliche Erscheinung so fest auf den Boden stampfte, daß die Mauern des Tempels zitterten, war ein dicker, schwerer Pferdehuf.

Proto hatte die Gestalt des Teufels vor sich.

Tari wies auf die Nebelerscheinung. »Er wird uns helfen, unseren Plan zu verwirklichen. Aber zuvor wird er diesen verdammten Zweifler vernichten!«

Proto blieb vor Todesangst fast das Herz stehen…

***

Urlaub. Ein Wort, das bei John Sinclair Seltenheitswert besaß. Der tüchtige Oberinspektor von Scotland Yard hatte in den letzten Jahren so viel um die Ohren gehabt, daß an Ferien einfach nicht zu denken gewesen war.

Man nannte ihn den Geisterjäger, und er erledigte für Scotland Yard ausschließlich Fälle mit übersinnlichem Hintergrund. Für die normalen Fälle waren seine Kollegen zuständig.

Er war ein mit allen Wassern gewaschener Kämpfer gegen das Böse. Hin und wieder sah es schon mal aus, als würde John eine tödliche Niederlage erleiden. Doch der geschickte, kampferfahrene Oberinspektor hatte es immer wieder geschafft, sich aus der bedrohlichen Dämonenklemme herauszuboxen. Manchmal nur im allerletzten Moment.

Viele lebensgefährliche Abenteuer hatte er in der jüngsten Vergangenheit zu bestreiten gehabt. Mehr als einmal hatte sein Leben an einem seidenen Faden gehangen. Daß er nach all dem Streß endlich einmal ausspannen mußte, sah selbst sein unmittelbarer Vorgesetzter ein. Deshalb war Johns Urlaubsantrag von Superintendent Powell genehmigt worden. Drei Wochen Ruhe.

Powell wußte, daß ein übermüdeter Mann leicht unter die Räder kommt. Auch John. »Wohin wird die Reise denn gehen?« hatte Powell seinen besten Mann gefragt.

John hatte grinsend geantwortet: »So weit wie möglich weg von hier.«

»Nordpol?«

»Zu kalt. Ich habe vor, mit kleinem Gepäck zu reisen. In meinem Koffer wird sich nicht viel mehr als eine Badehose befinden.«

»In diesem Fall würde ich Ihnen die Südsee empfehlen.«

»Die wird es beinahe sein. Mein Ziel heißt Java.«

»Ans Ende der Welt?« hakte Powell nach.

John grinste. »Ja. Damit mich dort wenigstens ein Mensch kennt, nehme ich Jane Collins mit.«

»Grüßen Sie Miß Collins herzlich von mir.«

»Werde ich tun, Sir.«

»Ich wünsche Ihnen erholsame Wochen auf Java. Denken Sie trotzdem ab und zu an den Yard.«

»Vielen Dank, Sir«, hatte John geantwortet. »Werde Scotland Yard am Ende der Welt jeden Tag eine Gedächtnisminute widmen«, witzelte John. Er war in Urlaubsstimmung.

Und nun waren bereits zwei der drei Wochen vergangen. John und Jane hatten vieles gesehen: das Chinesenviertel Glodok, den Fischmarkt von Djakarta, den Staatspräsidentenpalast, die Istiqual-Moschee… Sie hatten Vorführungen von Schattenspielen besucht und hatten das Ramayana-Ballett im Prambanan-Tempelkomplex tanzen sehen.

Zwischendurch kamen selbstverständlich immer wieder Johns Badehose und Jane Collins’ Bikini zum Einsatz.

John hatte gleich am ersten Urlaubstag einen Volkswagen gemietet. Damit hatten sie weite Fahrten ins Landesinnere unternommen.

Java – häufig der Garten des Ostens genannt – bietet eine Fülle bezaubernder Landschaftsbilder. Üppige Tropennatur in West- und Zentraljava, trockene Gebiete im Osten der Insel, dazwischen lichte Teakholz- und Monsunwälder.

Die ganze Insel ist von einer vulkanischen Gebirgskette durchzogen. Sie bildet das beherrschende Element der javanischen Landschaft. Vor allem auf Westjava gibt es noch eine Reihe tätiger Vulkane.

John setzte sich auf und blinzelte träge in die gleißende Sonne. Sie

hatten, eine Autostunde von Djakarta entfernt, eine einsame Badebucht entdeckt. Hier waren sie ganz allein. Das Meer krachte mit schweren Wellen gegen die trotzigen Klippen.

John schaute sich um. Hinter ihnen ragte die düstere Wand des Dschungels auf, in dem eine Vielzahl von Tieren lärmte.

Jane räkelte sich neben ihm. Sie schlang ihre sonnengebräunten Arme um seine Mitte und legte ihr Gesicht auf seinen Rücken.

»Es ist herrlich hier, John. Wie im Paradies.« Jane seufzte. »Ich wollte, dieser Urlaub würde niemals zu Ende gehen.«

John Sinclair lachte. »Das wünschen sich alle Urlauber. Wenn sich ihr Wunsch aber dann tatsächlich erfüllen würde, wären sie nach kurzer Zeit unglücklich. Der Mensch braucht die Arbeit, sonst wird er sauer und trübsinnig.«

Er wandte sich Jane zu.

Sie war wunderschön. Ihr blondes Haar zog jeden Männerblick auf sich. Über ihre Figur brauchte man nicht viele Worte zu verlieren. Sie war einfach Spitze. Für John war Jane die hübscheste Privatdetektivin der Welt. Er war jedenfalls noch keiner schöneren begegnet.

»Küß mich, John«, verlangte sie mit einer dunklen Stimme, die ihm tief unter die Haut ging.

Er nahm ihren Kopf zwischen seine großen, kräftigen Hände und legte seine Lippen behutsam auf die ihren.

»Wir haben sowenig Zeit für diese Dinge«, sagte Jane leise.

John schmunzelte. »In den vergangenen zwei Wochen hatten wir Zeit genug dafür.«

»Ja. Und es war wundervoll.«

John blickte auf seine Armbanduhr. »Wollen wir noch mal ins Meer springen?«

»Kein Einwand«, erwiderte Jane und erhob sich.

Sie kletterten über die Klippen ein Stück nach unten, und John sprang dann von einer Felsnase kopfüber in die kristallklaren Fluten. Jane folgte ihm. Sie lachten, alberten, schwammen weit hinaus, waren unbeschwert und glücklich.

Später, als sie wieder auf der Decke lagen und sich von der Sonne trocknen ließen, sprachen sie von Wade C. Davis, dem bekannten britischen Meeresforscher. Sie hatten ihn vor ein paar Tagen in Djakarta kennengelernt.

Davis und seine geschulte Tauchercrew waren auf der Suche nach einem versunkenen Silberschiff, das vor langer Zeit vor Javas Küste im Sturm untergegangen war. Die Angaben, die Wade C. Davis über den Ort besaß, waren sehr dürftig. So mußten die Taucher Meter für Meter des Meeresbodens absuchen.

John blickte wieder auf seine Uhr. »Wie spät?« fragte Jane.

»Bald zwölf.«

»Dann sollten wir aufbrechen«, schlug Jane vor.
»Okay«, sagte John und erhob sich. Davis hatte ihnen das Angebot gemacht, das Forschungsschiff zu begleiten. Sie hatten die Einladung angenommen. Als Zeitpunkt hatte Davis den frühen Nachmittag benannt. Für John und Jane war das günstig. Eine Stunde zurück nach Djakarta. Mittagessen. Ein Boot mieten. Und aufs Meer hinausfahren.
Und für den Abend war bereits der Festsaal in Johns Hotel für die britischen Forscher reserviert. Hier wohnte auch die Forschercrew. Es sollte da der Geburtstag gebührend gefeiert werden. Auch dazu waren Jane Collins und John Sinclair herzlich eingeladen worden.

***

Als der Nebelteufel seine Krallenhände nach Proto, dem Zweifler, ausstreckte, warf dieser sich mit einem heiseren Aufschrei zurück.
»Sterben!« kreischte die Hexe wie von Sinnen. »Du wirst sterben, Elender!«
Proto kam atemlos auf die Beine. »Ich will nicht!«
Er rannte los.
Die Getreuen der Hexe wollten seine Flucht verhindern. Sie warfen sich ihm entgegen. Vor kurzem waren sie noch seine Freunde gewesen. Jetzt waren sie seine Feinde, die genauso seinen Tod wollten wie Tari, die Hexe von Java.
Sie stürzten sich schreiend auf ihn.
»Stirb, Zweifler!«
»Du bist es nicht wert, in unserer Mitte zu weilen!«
»Du bist unserer Freundschaft nicht würdig!«
Sie schlugen mit den Fäusten nach ihm. Die kreischenden Frauen setzten ihm ihre Nägel ins Gesicht und rissen ihm die Haut auf. Er brüllte wie am Spieß, schlug um sich, drosch in die haßverzerrten Gesichter der Männer und Frauen, kämpfte sich mit seinen Fäusten den Weg frei. Sie flogen nach links und nach rechts weg. Proto war kein Schwächling, und die Todesangst machte ihn doppelt so stark. Er durchbrach den Menschenring, der ihn aufhalten wollte. Mit langen Sätzen jagte er auf den Tempelausgang zu.
Er hörte hinter sich ein schauriges Lachen.
Das war der Nebelsatan.
Er brüllte: »Du entkommst mir nicht, Proto! Ich kriege dich! Es gibt keinen Ort in diesem Dschungel, in dem du vor mir sicher bist!«
Proto hörte das furchtbare Gebrüll des Teufels, doch er glaubte ihm nicht. Die Panik peitschte ihn aus dem Tempel. Solange er noch laufen konnte, würde er es tun.
Er würde um sein Leben rennen.
Vielleicht hatte er noch eine Chance. Solange sein Herz noch schlug, wollte er sich an diese Hoffnung klammern.

Weiter! hämmerte es in seinem Kopf. Weiter! Gib nicht auf! Noch lebst du!

Der Schweiß brach ihm aus allen Poren und überzog seinen muskulösen Körper mit einer glänzenden Schicht.

Er warf sich in eine hoch aufragende Wand aus Farnen. Die Blätter nahmen ihn auf, klatschten hinter ihm wieder zusammen. Er nahm sich nicht die Zeit, sich umzusehen.

Er lief, lief, lief. Ein morscher Ast brachte ihn zu Fall. Während er stürzte, schrie er verstört auf. Zitternd kam er wieder auf die Beine, und in fiebernder Hast setzte er seine überstürzte Flucht vor dem Nebelteufel fort.

Seine Lungen brannten wie Feuer. Sein Mund war trocken. Er hustete. Langsam ließen die Kräfte nach. Wild schlug er die Zweige auseinander. Er stolperte durch das dichte Unterholz. Weg! Nur weg von diesem verfluchten Ort!

Wenn er dem Nebelsatan entkam, würde er es Tari, dieser widerlichen Hexe, heimzahlen. Kein Satan würde ihr dieses Ende ersparen können – das dachte Proto jedenfalls.

Mit rasselndem Atem rannte er weiter.

Er stieß mit der Schulter gegen einen dicken Regenbaumstamm und wäre beinahe erneut gefallen.

Er wankte. Es gelang ihm nicht mehr, die Richtung zu halten. Schlingpflanzen schienen ihn festhalten zu wollen. Er fegte sie wütend zur Seite. Als er sich dermaßen verausgabt hatte, daß er sich kaum noch auf den Beinen halten konnte, blieb er erschöpft stehen.

Sein Herz schien hoch oben im Hals zu schlagen.

Mit entsetzten Augen blickte er sich um.

Niemand war hinter ihm.

War es ihm gelungen, den Nebelteufel abzuschütteln? Er wagte sich darüber noch nicht zu freuen. Der Satan konnte ganz in der Nähe auf der Lauer liegen. Vielleicht wiegte er seine Opfer zuerst in Sicherheit, um dann urplötzlich zuzuschlagen.

Zitternd tastete sich Proto weiter.

Da! Nebelfetzen zwischen den Bäumen!

Protos Herz übersprang einen Schlag. »O nein!« schrie er verstört auf. Er wollte sich herumwerfen und weiterhasten, doch er prallte gegen den rissigen Stamm eines Baumes. Gehetzt schaute er über seine Schulter. Der unförmige Nebel kroch zwischen Zweigen und Blättern hindurch, näherte sich ihm unaufhaltsam. In seiner wahnsinnigen Angst kletterte Proto auf einen Baum. Mit allerletzter Kraft erklomm er die sprossenartig gewachsenen Äste.

Höher. Immer höher kletterte er.

Affen nahmen kreischend und schimpfend vor ihm Reißaus. Buntgefiederte Vögel flogen zum nächsten Baum hinüber. Er hangelte

sich an einem dicken Ast entlang. Er stemmte sich mit den Beinen hoch, zog sich mit den Armen weiter hinauf.

Ein Zweig brach ab. Proto hatte sich an ihm festgehalten.

Er kippte nach vorn und wäre beinahe in die Tiefe gestürzt.

Entsetzt umklammerte er den Stamm. Ein Sturz aus dieser Höhe wäre tödlich gewesen.

Proto kletterte noch höher. Dabei glitt er von einem Ast ab, und wieder konnte er nur im allerletzten Moment einen Sturz verhindern. Schweratmend, mit verzweifelter Miene blickte er nach unten. Er vernahm ein teuflisches Knurren, das den mächtigen Baum erzittern ließ.

»Weg!« schrie Proto. »Geh weg, du Satan! Laß mich in Ruhe! Geh zurück zu deiner verfluchten Hexe!«

Der graue Nebel umtanzte den Baum, bildete einen dichten, undurchdringlichen Ring. Proto hoffte, die Schwaden würden ihm hier herauf nicht folgen.

Doch seine Hoffnung erfüllte sich nicht.

Unten bildete sich zu Protos größtem Entsetzen eine gefährliche Nebelbestie. Ein Panther!

Proto schüttelte in wahnsinniger Angst den Kopf. »Nein!« kreischte er, als der Panther zum Sprung ansetzte. »Nein! Neiiin!« Das Nebeltier schnellte sich vom Boden ab. Es hackte die scharfen Krallen in die Rinde des Baumes. Proto hörte das Knirschen. Mit unwahrscheinlicher Schnelligkeit erklomm der Satanspanther den Baum.

Immer näher kam er seinem Opfer.

Er riß sein häßliches Maul auf und fauchte.

Proto rieselte es eiskalt über den Rücken. Wie gelähmt beobachtete er den Aufstieg des Tieres.

Er sah ein, daß es keinen Zweck mehr hatte, die Flucht fortzusetzen. Wo sollte er jetzt noch hin? Der Baum war an die hundert Meter hoch. Trotzdem hätte es keinen Sinn gehabt, bis zum letzten Ast hinaufzuklettern. Der Nebelpanther wäre ihm auch dorthin gefolgt.

Ein schreckliches Knurren kam aus dem Raubtierrachen.

Proto bebte vor Angst. Jetzt konnte ihn nur noch ein Wunder retten. Aber wann kommt so etwas schon mal vor?

Der Schweiß rann Proto über das Gesicht. Er rutschte auf dem Ast mehr und mehr nach außen.

Der Nebeltod kam mit geschmeidigen Bewegungen auf ihn zu. Das Scheusal, das aus Taris Willen entstanden war, erreichte Protos Höhe. Der Indonesier verwünschte die widerliche Hexe. Ihr hatte er diese grausame Bestrafung zu verdanken. Er hatte so ein schreckliches Ende nicht verdient. Was hatte er schon verbrochen? Er hatte weder den Satan gelästert noch die Hexe von Java verspottet. Er hatte sich lediglich erdreistet, an Taris Willen und Erfolg zu zweifeln.

Der Todespanther erreichte jenen Ast, auf dem Proto zitternd hockte. Behutsam setzte das Untier seine Pfoten darauf.

»Bitte!« wimmerte der Indonesier mit Tränen in den Augen. »Bitte verschone mich!« Ein grauenerregendes, hungriges Knurren war die Antwort.

Das Höllentier näherte sich seinem Opfer ohne Eile.

»Ich werde von nun an so leben, wie Tari es von mir erwartet! Alles! Alles werde ich tun! Ich verspreche es!«

Das Raubtier bleckte die schrecklichen Zähne.

Es duckte sich zum Sprung und schnellte in der nächsten Sekunde auf sein Opfer zu. Fauchend und brüllend flog der Panther auf den Indonesier zu. Der Nebelkörper war hart wie Granit. Er prallte gegen Proto. Die weit aufgerissene Pantherschnauze sauste auf Protos Gesicht zu.

Mit einem langgezogenen Schrei auf den Lippen sauste der Indonesier dem Erdboden entgegen.

Der Leib des Panthers löste sich im Augenblick von Protos Tod völlig auf, wurde wieder zu formlosen Nebelschlieren, die lautlos durch den Dschungel krochen. Dies war der sichtbar gewordene Wille der Hexe von Java. Er schob sich über den weichen, fauligen Urwaldboden. In Richtung Norden, dem Ozean entgegen.

Taris böser Wille glitt über einen schmalen Tümpel.

Krokodile flohen vor ihm in panischem Schrecken. Die Tiere spürten das Böse in diesen Nebelschwaden und hatten schreckliche Angst davor. Sie peitschten den Schlamm mit ihren kräftigen Schuppenschwänzen. Der Dreck spritzte viele Meter hoch. Die Krokodile verkrochen sich im Morast.

Bären machten sich aus dem Staub.

Tiger rasten mit gesträubtem Fell durch das Dickicht.

Selbst Schlangen, deren Gestalt der Satan hin und wieder gern annahm, verkrochen sich zischend und mit ängstlich flackernden Zungen.

Das Unheil war durch den Dschungel unterwegs.

Ausgesandt von einer gefährlichen Hexe, die von der Macht des Bösen dazu auserkoren war, den Diakon des Teufels zu neuem Leben zu erwecken.

Der magische Nebel glitt bald aus dem Urwald heraus, kroch über die nassen Klippen hinunter. Er erreichte die gischtende Brandung, legte sich darauf und schob sich auf die schaukelnde See hinaus.

Bald tauchte das britische Forschungsschiff am Horizont auf. Weiß, lang, schnittig. Mit allem ausgerüstet, was die Wissenschaftler für ihre diversen Expeditionen benötigten. Dorthin war der unheimliche Nebel unterwegs.

Und nichts und niemand würde ihn davon abhalten können, das zu

tun, was Tari ihm aufgetragen hatte…

***

Wade C. Davis war ein sehniger, knochendürrer Mann mit grauen Haaren. Dichte schwarze Augenbrauen, eine unübersehbar vorspringende Nase und zahlreiche tiefe Falten kennzeichneten sein Gesicht. Die Augen verrieten Menschenkenntnis.

Davis stammte aus London. Seit er die Marineakademie absolviert hatte, widmete er sich ganz der Erforschung des Meeres. Bereits zwanzig Jahre war er mit immer neuen Forschungsaufträgen beschäftigt. Gemeinsam mit einem Kollegen war es ihm gelungen, eine Aqualunge zu entwickeln, die es einem Menschen ermöglichte, freischwimmend in größere Tiefen zu tauchen. Mit einem Ingenieur entwarf er außerdem ein äußerst manövrierfähiges Zwei-Mann-Unterseeboot für eine Tauchtiefe bis zu dreihundertfünfzig Metern. Die Filme, die er mit seinem tüchtigen Team drehte, liefen auf der ganzen Welt im Kino und im Fernsehen. Einige davon wurden mit internationalen Preisen ausgezeichnet.

Alles in allem war der heute fünfzigjährige Forscher ein äußerst erfolgreicher Mann, der über seine wissenschaftliche Gabe hinaus noch das Talent besaß, aus seiner Arbeit reichlich Kapital zu schlagen. Dies ermöglichte ihm neue Expeditionen, die allesamt ein kleines Vermögen verschlangen.

Wade C. Davis stand auf der Brücke der »Bossa Nova«.

Er konnte von hier aus die Riffe beobachten und das wechselnde Farbenspiel der blaugrünen, bald malvenfarbenen Korallenmassive erkennen.

Davis hörte Schritte und wandte sich um.

Marty Maddock trat auf ihn zu.

Maddock war ein feiner Kerl, von dem man alles haben konnte. Er war ein kräftiger Bursche, der fingerdicke Eisenstangen verbiegen konnte, ohne sich dabei besonders anzustrengen. Sein Stiernacken glänzte vor Schweiß. Um den Flüssigkeitsverlust wieder wettzumachen, trank er häufig wie ein Kamel, das in die Wüste geschickt wird.

Maddock war Archäologe, Schriftsteller und Journalist. Als ständiger Teilnehmer an den Forschungsreisen der »Bossa Nova« kommentierte er die meisten der von Davis gedrehten Fernsehfilme, was auch ihm mehrere internationale Auszeichnungen eingebracht hatte.

»Na, Wade«, sagte er freundlich und blinzelte dem Expeditionsleiter, mit dem ihn eine enge Freundschaft verband, schelmisch zu. »Wie fühlt man sich an seinem fünfzigsten Geburtstag?«

Davis zuckte die Achseln. »Eigentlich so wie an jedem anderen Tag.«

»Hast du nicht das Gefühl, daß heute ein ganz besonderer Tag ist?«

»Nein.«

»Fünfzig wird man aber nur einmal.«

»Fünfzigeinhalb auch. Und neunundvierzig auch.«

Maddock wies auf die Männer, die sich für den Taucheinsatz vorbereiteten. »Die Jungs würden dir ein prachtvolles Geburtstagsgeschenk machen, wenn sie das Silberschiff, nach dem wir nun schon seit einem Monat suchen, ausgerechnet heute finden würden, was?«

»Damit würden sie mir wirklich eine große Freude machen«, gab Davis zu.

Die Suche nach dem Silberschiff war Maddocks Idee gewesen. Er hatte in einem holländischen Museum Schriften entdeckt, die ihn auf die Spur eines Silbertransports gebracht hatten. Eingehende Studien hatten ergeben, daß sie keinen Hirngespinsten nachjagen würden, wenn sie sich hier, vor Javas Küste, auf die Suche nach dem versunkenen Schiff machen würden.

Es hatte nicht allzu vieler Worte gebraucht, um Wade C. Davis für die Sache zu interessieren, und obwohl sie noch nicht einmal einen rostigen Schiffsnagel gefunden hatten, war Davis zuversichtlich, daß sie diese Expedition erfolgreich beenden würden.

Maddock blickte in Richtung Insel.

Da bemerkte er eine bizarr geformte, flach auf dem Wasser liegende Nebelschwade, die sich auf der Meeresoberfläche der »Bossa Nova« näherte.

»Hast du schon mal einen so komischen Nebel gesehen, Wade?«

Davis blickte in die gezeigte Richtung.

»Eigenartig«, sagte er. »Sieht so aus, als würde das Meer dampfen.«

»Mir kommt das irgendwie unheimlich vor«, sagte Marty Maddock nachdenklich. »Wieso?«

»Ich kann’s nicht erklären«, antwortete Maddock achselzuckend. Er wußte selbst nicht genau, ob er es ernst meinte oder nur Spaß machen wollte, als er sagte: »Vielleicht wäre das ein Nebel für diesen Geisterjäger von Scotland Yard, den wir in Djakarta getroffen haben.«

»Ich habe ihn eingeladen, einen Nachmittag bei uns an Bord zu verbringen«, sagte Davis, ohne den Blick von jener geheimnisvollen Wolke zu nehmen.

»Und? Hat er zugesagt?«

»Er wird bald hier eintreffen, nehme ich an.«

»Dann kann er sich das Ding ja mal ganz unverbindlich ansehen«, meinte Maddock. Irgendwie war es ihm unangenehm, diese kriechenden Nebelschwaden anzusehen. Er war ein mutiger Mann, der selbst in ein von Haien verseuchtes Wasser sprang, um einen Menschen zu retten. Marty Maddock spürte instinktiv, daß ihnen von dieser Nebelschliere Gefahr drohte.

Er konnte niemandem erklären, wieso er das fühlte.
Dennoch war es für ihn beinahe eine fest gefügte Tatsache. Ihm wurde schlecht, wenn er den Nebel ansah. So etwas war ihm noch nie passiert.
»Eigenartig«, murmelte Maddock.
»Was ist eigenartig?« wollte Davis wissen.
»Der Wind bläst nach Süden – und dieser seltsame Nebel bewegt sich genau in die entgegengesetzte Richtung.«
Wade C. Davis nickte mit düsterer Miene. »Das ist mir auch schon aufgefallen.«
»Ob das was zu bedeuten hat?«
Davis hob die Schultern. »Ich habe keine Ahnung, Marty.«
Joseph Roane tauchte als erster und hängte sich an ein Gewicht, das vom Begleitboot geschleppt wurde. Auf diese Weise konnte er sich in aller Ruhe unter der Oberfläche durchs Wasser ziehen lassen.
Zunächst konzentrierte sich die Suche der Forscher auf die geschützte, kahle Innenseite des Riffs, bei dem sie angelangt waren. Die Koralle wächst hier nur, wenn sie eine geeignete Unterlage findet – ein gesunkenes Schiff zum Beispiel.
Der Meeresgrund auf der unter dem Wind liegenden Südseite unterschied sich sehr deutlich von dem Boden der luvwärts gelegenen Ostseite. Leewärts war das Wasser tiefer, denn das Saumriff fiel hier dreißig bis vierzig Meter senkrecht ab.
Die Forscher stießen hier überall auf goldgelbe Akroporen. Joseph Roane entdeckte einige sandige Stellen mit toten Korallenstöcken, aber ansonsten gab es alle Lebensformen, die für Korallengewässer charakteristisch sind: Riesenmuscheln, Seefedern, Röhrenwürmer und viele andere festsitzende Tiere.
Nach einer Weile tauchte Roane auf und fuchtelte mit den Armen. »Ich glaube, ich habe etwas entdeckt!« rief er, kletterte an Bord, holte eine Hacke und tauchte sofort wieder unter. Wade C. Davis und Marty Maddock vergaßen den seltsamen Nebel.
Sie traten an die Reling, vom Entdeckerfieber gepackt. Von hier oben glaubten sie, drei größere Korallen und Schuttberge erkennen zu können.
Spuren eines vor langer Zeit gesunkenen Schiffes?
Keiner wollte diese Vermutung aussprechen, aber alle hofften es.
Roane tauchte inzwischen mit kräftigen Flossenschlägen dem Meeresgrund entgegen. Er sah nicht, was sich in diesem Augenblick auf der Wasseroberfläche abspielte.
Der magische Nebel schien ein Loch in die Meeresoberfläche zu wühlen. Und da hinein versank er.
Marty Maddock hob unwillkürlich den Kopf. Sofort erinnerte er sich an den rätselhaften Nebel. Als er bemerkte, daß die Schlieren nicht

mehr vorhanden waren, atmete er erleichtert auf.
Dazu war jedoch kein Grund.
Aber wie hätte Maddock das wissen sollen.
Der unheimliche Nebel nahm im Wasser die Form einer langen, dicken Riesenschlange an. Ihre Augen schienen glühende Kohlen zu sein. Im Maul standen zwei lange, dolchartige Zähne. Mit fließenden Bewegungen peitschte sich das dämonische Tier, dessen Existenz von jedem vernunftbetonten Menschen als Hirngespinst hätte abgetan werden müssen, durch das glasklare Wasser.
Immer schneller schoß es auf den Taucher zu.
Roane hatte noch immer keine Ahnung, in was für einer schrecklichen Gefahr er sich befand.
Da kam Taris Geist. Ihr unbändiger, gefährlicher Wille, dem man sich nicht widersetzen durfte. Wer es doch tat, der mußte dies mit seinem Leben bezahlen.
Maddock sah etwas durch das Wasser zischen.
Er machte Davis darauf aufmerksam, aber es war kaum mehr als ein vager Strich zu erkennen, dessen Richtung auf Joseph Roane wies. Die Höllenschlange hatte sich nach oben hin gut getarnt.
Roane schwamm auf einen der Korallenhügel zu.
Die Schlange war bereits bis auf wenige Meter an ihn herangekommen. Plötzlich vernahm er ein unerklärliches Zischen, das in seinem Kopf zu entstehen schien. Er hörte es so deutlich, daß er sich erschrocken umschaute.
Und da raste das Untier mit weit aufgerissenem Maul auf ihn zu.
Roanes Hand zuckte zum Tauchermesser. Er riß es aus der Gummischeide. Die Teufelsschlange erreichte ihn. Er war vor Schreck wie gelähmt, aber seine Reflexe arbeiteten. Wild stieß er mit dem Messer zu.
Er sah, wie die Klinge in den Schlangenleib drang. Eine dunkelblaue Flüssigkeit färbte das Wasser, so als hätte ein Tintenfisch sein Schutzsekret ausgestoßen.
Gleichzeitig flitzte der schreckliche Schlangenkopf auf Joseph Roanes Hals zu. Beinahe hätte er vor Entsetzen aufgebrüllt.
Er schlug verzweifelt um sich. Sein Messer traf immer wieder den nebeligen Schlangenkörper. Ein wahnsinniger Schmerz durchraste seine Kehle. Der Schlangenbiß schien sein Blut zum Kochen zu bringen. Eine mörderische Hitze breitete sich in Gedankenschnelle in seinem zuckenden, sich zusammenkrampfenden Körper aus. Er war vollkommen durcheinander, wußte nicht mehr, wo oben und unten war, hatte jegliche Orientierung verloren.
Das dunkelblaue Wasser hüllte ihn mehr und mehr ein.
Er stand eine noch nie erlebte Todesangst aus.
Er glaubte, seine letzte Stunde habe geschlagen.

Verzweifelt versuchte er, zur Wasseroberfläche zurückzukehren, doch er konnte sie nicht mehr sehen. Um ihn herum war alles dunkelblau. Die Nacht schien über das Meer hereingebrochen zu sein.

Joseph Roanes Furcht peinigte ihn so sehr, daß er befürchtete, sein Herz könne mit dieser irrsinnigen Aufregung nicht fertig werden.

Er trudelte ab.

Die schreckliche Riesenschlange folgte ihm, schlang sich um seinen Leib. Dann geschah etwas, das er geistig nicht zu verarbeiten imstande war.

Er spürte ganz deutlich, wie die Nebelschlange durch seine Poren in seinen Körper eindrang. Sie sickerte ganz langsam in seinen Leib. Er konnte es nicht verhindern. Er konnte das Unheil nicht aufhalten.

Bald füllte es ihn vollkommen aus.

Und die Stimme der Hexe Tari hallte in seinem Kopf: »Kümmere dich nicht um die wertlosen Trümmer dieses alten Schiffes, Joseph Roane! Du bist für eine größere Aufgabe ausersehen!«

»Was muß ich tun?« fragte der Taucher im Geist. Er war bei vollem Bewußtsein, schien sich selbst zu beobachten, als würde er neben sich stehen. Er hörte seine Zwiesprache mit der Hexe, die ohne sein Zutun stattfand. Und er war furchtbar unglücklich, denn er begriff, daß er dem Wesen bedingungslos ausgeliefert war. Es hatte sich in seinem Körper eingenistet.

Er hatte keinen eigenen Willen mehr, mußte tun, was Tari ihm befahl.

»Befreie Wahadin, den Diakon des Teufels. Befreie ihn aus seinem nassen Gefängnis, Roane!« trug ihm die Hexe auf. Obwohl sie ihm ihren Namen nicht genannt hatte, kannte er ihn.

Er wußte, daß er den Willen der Hexe Tari in sich hatte.

»Wo finde ich Wahadin?« wollte Roanes Seele wissen. Sie war vom Bösen angesteckt. Roane fiel auf, daß er die Hexe mehr und mehr in seinem Inneren willkommen hieß. Er fühlte sich zu ihr hingezogen, fühlte sich geehrt, daß ihre Wahl auf ihn gefallen war.

Aber ein letzter Funke Vernunft ließ ihn über diese gefährliche Wendung heftig erschrecken.

»Ich zeige dir den Weg!« sagte Tari. »Folge mir, Auserwählter! Der Diakon wird es dir ewig danken, wenn du ihm die Rückkehr nach Djakarta ermöglichst.«

»Ich werde alles tun, was du von mir verlangst, Tari«, erwiderte Roane und schwamm hinter einem dünnen, silbrig glitzernden Lichtschimmer her, der ihm im dunklen Wasser den Weg zeigte.

Alle Mann auf der »Bossa Nova« hielten den Atem an, als sie sahen, wie Joseph Roane herumzuckte und nach seinem Tauchermesser griff. Die Nebelschlange war für sie unsichtbar. Selbst der Strich, den Marty Maddock vor wenigen Augenblicken noch wahrgenommen hatte, war

jetzt nicht mehr vorhanden.

Roane befand sich allein im Wasser. Kein Hai oder sonst ein Feind griff ihn an.

Er hätte sich nicht zu verteidigen brauchen, und doch tat er es in wilder Verzweiflung. Immer wieder stach er mit seinem Tauchermesser ins Leere.

»Mein Gott!« stieß Jim Hooker, der Kameramann, erschrocken hervor. Er wischte sich mit einer fahrigen Handbewegung über die Augen. »Mit Joseph stimmt irgend etwas nicht. Der scheint den Verstand verloren zu haben.«

»Tiefenrausch«, vermutete Archie O'Malley neben ihm.

Joseph Roane drehte sich im Wasser unentwegt im Kreis. Er schien die Orientierung verloren zu haben.

Marty Maddock brachte dieses Ereignis sofort mit jenem geheimnisvollen Nebel in Verbindung, den er vorhin entdeckt hatte und der nun nicht mehr zu sehen war. Daß sich das Meerwasser um Roane herum dunkelblau färbte, konnten die Männer auf dem Forschungsschiff ebenfalls nicht sehen.

Für sie war dort unten alles normal. Trotzdem spielte Joseph verrückt.

»Man muß ihn heraufholen!« rief Hooker besorgt. »Der Junge säuft uns sonst noch ab.«

»Das verstehe ich nicht!« knurrte Archie O'Malley kopfschüttelnd. »Er ist der beste Taucher von uns allen.«

»So ein Tiefenrausch kann jeden mal befallen«, sagte Todd Brackman. Er traf alle Vorbereitungen, um Roane aus dem Wasser zu holen. »Er ist einfach zu schnell getaucht. Das hat er nicht ausgehalten.«

»So etwas ist ihm noch nie passiert«, sagte Jim Hooker.

Brackman zuckte mit den Schultern. »Wir machen alle mal Fehler. Das wird schon wieder, Freunde. Macht euch um Joseph keine Sorgen. Sobald er an Bord ist, wird er sich schnell wieder erholen.«

Brackman wollte über Bord gehen.

Da rief O'Malley erfreut aus: »He, seht mal. Er hat sich wieder gefangen. Es ist wieder alles okay mit Joseph. Er taucht so zielstrebig dem Meeresgrund entgegen wie in seinen besten Tagen.«

Brackman trat von der Reling zurück und meinte grinsend: »Dann kann ich die Rettungsaktion ja wieder abblasen.«

Tari zeigte ihm den unheilvollen Weg. Roane erreichte eine korallenbesetzte Erhebung auf dem Meeresgrund. Sie fiel kaum auf. Ohne Taris Hilfe wäre er daran vorbeigeschwommen.

Joseph Roane schlug mit seiner Hacke gegen die Erhebung. Eine kleine Rostwolke erhob sich. Roane schlug noch einmal zu, diesmal etwas kräftiger. Da sprang zwischen den Korallen ein Nagel ab und ließ erkennen, daß das geheimnisvolle Fundstück aus zahlreichen

aneinandergerosteten Vierecknägeln zusammengesetzt war.
»Dies ist die Kassette des Grauens!«, sagte Tari zu dem Taucher. »In ihr befindet sich Wahadin, unser Herr! Befreie ihn, Joseph Roane!«
Der Mann setzte seine Hacke an.
Die Schreckenskassette, in der sich eine Zeitbombe der Hölle befand, saß auf dem Meeresgrund fest.
Roane quälte sich damit ab, sie loszubrechen. Er werkte mit beiden Händen. Er stemmte sich mit beiden Beinen gegen den Meeresgrund, setzte die Hacke immer wieder an einer neuen Stelle an, bis die von Korallen übersäte Kassette zu wackeln begann.
»Ich schaffe es!« jubelte Roane im Geist. »Ich krieg' sie los!«
»Nur weiter so, Joseph Roane!« lobte Tari sein Werk. Sie war auf seine Hilfe angewiesen, konnte selbst die Kassette nicht berühren, denn sie war von den Mormonen mit Symbolen des Guten versehen worden, die sie wirkungsvoll fernhielten.
Deshalb bediente sie sich dieses Tauchers. Er war ihr Werkzeug. Er konnte die Kassette anfassen, losbrechen, aus der Tiefe holen und Wahadin jene Freiheit zurückgeben, auf die der Diakon des Teufels seit nunmehr zweihundert Jahren wartete.
Roane lockerte die Kassette mehr und mehr.
Er umschwamm das korallenbesetzte Ding, schlug hier und da hinderliche Kalkablagerungen ab, legte die würfelartige Kassette nach und nach frei, bis er sie mit beiden Händen mühelos vom Boden hochheben konnte.
Von diesem Moment an war die Rückkehr des Grauens nicht mehr aufzuhalten. »Und nun?« fragte Roane die Hexe.
»Bring Wahadin nach oben! Schaffe ihn aus dem Wasser! Zeige die Kassette deinen Freunden! Öffnet sie – und ihr werdet den Diakon sehen!«
Joseph Roane paddelte los.
Er schwamm jedoch nicht in einem Zug zur Wasseroberfläche durch, denn diese Unvorsichtigkeit hätte ihn das Leben gekostet.
Er legte die erforderlichen Dekompressionspausen ein und erreichte nach mehreren kurzen Wartezeiten die Meeresoberfläche. Er lachte.
Roane hob die Kassette hoch und brüllte: »He, Jungs! Seht, was ich gefunden habe! Eine kleine Schatztruhe!«
Kräftige Männerhände streckten sich ihm entgegen.
Sie nahmen ihm die Kassette ab und hievten ihn dann an Deck.
Jim Hooker, der Kameramann, legte dem triefnassen Taucher die Hand auf die Schulter. »Sag mal, was war denn los, als du nach unten gingst?«
Roane blickte ihn verwundert an. »Wieso? Was soll denn gewesen sein?«
»Wir dachten, du hättest 'nen Tiefenrausch.«

»Ach so, das, das war eine kurze Unpäßlichkeit.«

Wade C. Davis schaltete sich mit vorwurfsvoller Miene ein. »Sie hätten sofort umkehren müssen, Roane. Sie kennen meine Anweisungen. Ich will nicht, daß sich meine Männer sinnlos gefährden. Es sind genug Leute an Bord, die an Ihrer Stelle hätten nach unten gehen können.«

Joseph Roane griente. »Sehen Sie, und genau das wollte ich nicht.«

»Du hast uns einen ganz schönen Schrecken eingejagt«, sagte O'Malley.

»Nett, daß ihr so sehr an mir hängt, Jungs«, lachte Roane. Er blickte wieder den Leiter der Expedition an. »Verzeihen Sie, Mr. Davis, daß ich mich nicht an Ihre Anweisungen gehalten habe. Es wird nicht wieder vorkommen. Ich möchte dazu nur noch eines sagen: Wenn es mir tatsächlich ernsthaft schlechtgegangen wäre, hätte ich den Tauchversuch unterbrochen. Aber die Sache war bestimmt nicht einmal halb so schlimm, wie sie von hier oben ausgesehen haben mag.«

Wade C. Davis nickte. »Na schön, Mr. Roane. Schwamm drüber. Wir wollen's vergessen. Aber ich habe Ihr Wort, daß es nicht wieder vorkommt.«

»Ja, Sir, das haben Sie.«

Todd Brackman, ein wahrer Hüne, betrachtete die korallenbesetzte Kassette von allen Seiten. »He, Joseph, was hast du uns denn da Hübsches mitgebracht?«

Roane drehte sich um. Er grinste. »Mach's doch auf, und schau nach, was drinnen ist.«

»Noch nicht!« rief Marty Maddock. »Wir wollen nichts daran zerstören. Das Kästchen kann unter Umständen äußerst wertvoll sein.«

Jim Hooker holte seine Spiegelreflexkamera und machte ein Dutzend Aufnahmen von dem Fundstück.

Maddock wandte sich an Davis. »Was schätzt du, wie alt dieses Kästchen ist, Wade?«

Der Expeditionsleiter schürzte nachdenklich die Lippen. »Nach dem Korallenwuchs zu schließen – zweihundert Jahre.«

»Das ist auch meine Meinung«, sagte Maddock. »Ob es ein Stück von jenem Schiff ist, das wir suchen?«

»Vielleicht erfahren wir es, wenn wir die Korallen entfernen. Bestimmt aber wird diese Kassette ihr Geheimnis preisgeben, wenn wir sie öffnen.«

Archie O'Malley bekam den Auftrag, Hammer und Meißel zu holen. Er ging damit äußerst behutsam um, schlug nur ganz vorsichtig zu. Der Tisch, auf dem die Kassette stand, war von den neugierigen Männern umringt.

Jim Hooker hielt jede Phase bildlich fest.

Bald lag ein ansehnlicher Korallenhaufen neben dem Kästchen.
Wade C. Davis verfolgte die Arbeit O'Malleys mit wachsender Unruhe. Um seine Nervosität abzuleiten, spielte er mit dem kleinen Vishnu-Amulett. Er hatte es vor ein paar Tagen in Djakarta gekauft und trug es an einem dunkelbraunen Lederriemen um den Hals.
Die vom Rost stark in Mitleidenschaft gezogenen Vierecknägel brachen manchmal mitsamt den Korallen ab. Das konnte O'Malley nicht verhindern. Davis machte ihm deshalb keinen Vorwurf. Er selbst hätte die Arbeit nicht besser verrichten können.
Marty Maddock stieß Davis leicht an. »Die Nägel bilden ein großes Kreuz. Und darum herum sind zahlreiche Symbole des Guten eingeschnitten.«
»Dann liegt in dieser Kassette vielleicht eine vom Wasser total aufgeweichte alte Bibel«, sagte der Forscher.
Breite Metallspangen hielten das dicke Holz zusammen. Die Scharniere waren fast ganz durchgerostet.
Als keine einzige Koralle mehr auf der Kassette festsaß, betrachtete Marty Maddock das Fundstück von allen Seiten.
Er zog die Mundwinkel nach unten. »Ein Künstler war das gerade nicht, der diesen Kasten zusammengenagelt hat.«
»Mal sehen, was sich in ihm befindet«, sagte Jim Hooker mit schußbereiter Kamera.
Maddocks Blick suchte Wade C. Davis' Augen, und als dieser kaum merklich nickte, sagte er zu O'Malley: »Okay, Archie. Machen Sie den Kasten auf. Aber Vorsicht! Vielleicht sitzt ein kleiner Teufel darin, der Ihnen ins Gesicht springt, sobald Sie den Deckel hochklappen.« Die Männer lachten über Maddocks Witz.
Keiner von ihnen ahnte, daß sie absolut keinen Grund hatten, heiter zu sein. Sie zündeten eine Dämonenbombe, ohne es zu ahnen!
Joseph Roane stand wie erstarrt vor der Kassette. Seine Augen glänzten wie im Fieber. Alle schauten auf die uralte Kiste.
Niemand betrachtete in diesem Moment Roane, dessen Gesicht einen grausamen Ausdruck annahm, während Archie O'Malley mit kleinen vorsichtigen Hammerschlägen versuchte, den eisernen Verschluß abzubekommen.
Das Feuer der Hexe loderte in Roanes Augen.
Sein Atem ging schnell. Er konnte es wie die anderen nicht mehr erwarten, bis der Deckel entfernt war. Seine Ungeduld aber hatte einen anderen Grund. Für ihn barg die Kassette keine Überraschung. Er wußte, was sich darin befand. Er lachte innerlich gehässig als er daran dachte, wie seinen Freunden der Schreck in die Glieder fahren würde, wenn sie Wahadin zu Gesicht bekamen.
Gleich würde es soweit sein.
O'Malley war schon ziemlich weit.

Der letzte Hammerschlag.

Knirschend gab das Eisen nach. O'Malley legte Hammer und Meißel grinsend beiseite. Seine Zunge huschte aufgeregt über die Lippen. Er warf einen raschen Blick in die Runde. »Mensch, bin ich aufgeregt«, stöhnte Todd Brackman.

»Nun mach schon endlich, Archie!« drängte Jim Hooker.

»Soll ich, Mr. Davis?« fragte O'Malley den Expeditionsleiter.

Wade C. Davis nickte gespannt.

»Vielleicht ist das Ding randvoll mit Gold gefüllt«, sagte Brackman heiser. »Oder mit Silber. Oder mit Edelsteinen.«

»Gleich werden wir es wissen«, preßte O'Malley mit belegter Stimme hervor. Seine Finger zitterten leicht, als er mit beiden Händen nach dem Deckel faßte. Behutsam versuchte er, ihn zu heben.

»Schneller!« verlangte Jim Hooker nervös. Er beobachtete die Szene durch den Sucher seiner Spiegelreflexkamera.

»Das Ding klemmt!« keuchte O'Malley.

Er griff wieder nach dem Meißel, setzte ihn sachte in die schmale Ritze zwischen Deckel und Kassette, drückte mit sanfter Gewalt nach unten. Ein Knirschen und Ächzen.

»Jetzt wird es klappen«, sagte O'Malley mit gestrafften Zügen. Abermals legte er den Meißel weg. Abermals versuchte er, mit den Händen den Deckel abzunehmen, und diesmal ging es.

Quietschend und kratzend in den verrosteten Scharnieren hob sich der Deckel. Die nervliche Anspannung hatte allen Männern den Schweiß auf die Stirn getrieben.

Und nun wurden sie endlich erlöst.

Gleich würde ihre große Neugierde befriedigt werden.

Joseph Roanes Augen weiteten sich. Er hatte eine große Tat vollbracht. Er hatte den Diakon des Teufels aus seinem nassen Gefängnis geholt, und Archie O'Malley brach nun die Kraft der Symbole, die das Böse festgehalten hatten.

Ein kurzer Widerstand war noch zu überwinden. Dann klappte der Deckel mit einem jähen Ruck auf.

Im selben Moment breitete sich namenloses Grauen über die Gesichter der Umstehenden. Jim Hooker vergaß vor Entsetzen zu fotografieren. Das war ihm noch nie passiert.

Ein gewaltiger Schock nahm den Männern den Atem. Einige von ihnen wichen angewidert zurück. Sie trauten ihren Augen nicht. Sie hielten den Inhalt der Kassette für eine Halluzination.

Aber wie war es möglich, daß sie alle dasselbe sahen?

Inmitten dieser grauenvollen Kiste lag der Kopf eines Menschen. Obwohl kein Zweifel darüber bestand, daß die Kassette etwa zweihundert Jahre alt war, sah dieser Menschenkopf aus, als wäre er erst vor vierundzwanzig Stunden abgetrennt worden!

***

John Sinclair streckte Jane Collins seine Hand entgegen.

»Oh, wie galant«, schmunzelte das hübsche Mädchen und ließ sich von ihm in das kleine Motorboot helfen. Es war eine Nußschale, mit einem PS-starken Chrysler-Motor ausgerüstet. Das schnellste Boot, das man mieten konnte.

»Setz dich«, sagte John und wies auf einen kunstledergepolsterten Sitz.

Jane nahm Platz. »War denn kein größeres Boot aufzutreiben? Wenn einer von uns beiden hier drinnen niest, kentert es womöglich.«

»Ein größeres Boot wäre bedeutend langsamer gewesen«, sagte John, »deshalb habe ich mich dafür entschieden. Wir wollen doch so schnell wie möglich zur ›Bossa Nova‹ kommen.«

Er startete den Motor. Das dumpfe Brummen verriet die Kraft, die in ihm schlummerte. Die kleine weiße Nußschale schob sich aus dem Hafen. John gab mehr Gas. Das Boot hob die messerscharfe Nase aus dem Wasser und tänzelte über die Fluten, als würde es sie nur noch sporadisch berühren. Bald waren die Häuser von Djakarta nur noch ein dünner Strich am Ufer.

Das hochspritzende Wasser breitete einen nassen Film über ihre Gesichter. John orientierte sich anhand eines kleinen Kompasses. Wade C. Davis hatte ihm erklärt, wie er fahren müsse, und er steuerte unbeirrt auf sein Ziel zu.

»Wie lange wird die Fahrt dauern?« rief Jane Collins in den Motorenlärm. Ihr langes Haar wehte wie eine gelbe Fahne im Wind.

»Wenn wir so weiterrasen, können wir die ›Bossa Nova‹ in einer halben Stunde erreichen«, schrie John zurück.

»Hoffentlich reicht der Treibstoff.«

»Der reicht für die dreifache Strecke«, erwiderte John Sinclair, und schmunzelnd fügte er hinzu: »Aber so ein bißchen Seenot mit dir zusammen wäre mal was Neues.«

»Vielen Dank. Darauf kann ich verzichten.«

»Und ich dachte immer, du wärst romantisch veranlagt.«

John warf den Kopf zurück und lachte schallend.

Plötzlich machte er eine Wahrnehmung, bei der ihm das Lachen in der Kehle steckenblieb. Aus den Fluten, die mit einemmal glatt wie ein Spiegel geworden waren, war ein riesiges Tier aufgetaucht.

Eine Riesenschildkröte. Sie war mindestens fünfmal so große wie das größte Panzertier, das John Sinclair jemals gesehen hatte. Das Tier hockte anscheinend auf dem Wasser. Es hatte einen gewaltigen Schädel und kohlschwarze Augen. Hinter dem kleinen Nackenschild wölbte sich ein gewaltiger Panzer. Das Untier hatte breite, weit von sich gestreckte flossenartige Beine, die mit rasiermesserscharfen Krallen versehen waren.

Ein Alptraum! sagte sich John. Du mußt in einen Alptraum geraten sein!

Als er zu lachen aufgehört hatte, warf Jane Collins den Kopf herum. Jetzt starrte sie in die gleiche Richtung wie John.

Auch sie sah das Riesentier, auf das sie mit großer Geschwindigkeit zurasten. John nahm hastig Gas weg. Gleichzeitig zog er das Boot scharf nach links.

Es neigte sich weit zur Seite. Jane preßte die Lippen fest zusammen, um nicht erschrocken aufzuschreien. Bis zum Kentern hatte es nicht mehr viel gefehlt.

»John, wie ist so etwas möglich?« rief das Mädchen verwirrt aus. »Wie kann es ein so riesiges Tier geben? Es sieht aus, als würde es seit der Urzeit hier leben!«

John hatte keine Zeit zu antworten. Er mußte das kleine Motorboot unter Kontrolle halten. Ihm war schlagartig eines klar. Hier ging es nicht mit rechten Dingen zu, aber er wollte Jane keine zusätzliche Angst einjagen, deshalb behielt er diesen Gedanken für sich. Riesenschildkröten können eineinhalb Meter lang werden. Sie erreichen ein Alter von hundertfünfzig Jahren. Und sie werden bis zu zweihundertfünfzig Kilogramm schwer.

Aber diese Erscheinung war fünfmal so groß, fünfmal so schwer und mochte der Teufel wissen, wie alt.

Der Teufel! John war sicher, daß er seine Hand hier im Spiel hatte. Die Macht des Bösen hatte diese schreckliche Schildkröte erschaffen. Aus welchem Grund? Hatte man im Schattenreich in Erfahrung gebracht, daß er auf Java seinen Urlaub verbrachte?

War dies der erste Angriff der Hölle, um ihn hier auf der weiten Java-See für immer zu vernichten?

Eine Vielzahl von Gedanken raste durch John Sinclairs Kopf.

Er dachte an seine mit geweihten Silberkugeln geladene Beretta. Sie war zu Hause in London. Auch sein Spezialkoffer, den er zumeist bei sich hatte, wenn er gegen Geister und Dämonen kämpfte, war in England geblieben.

Er war unbewaffnet, und das machte sich die Gegenseite nun anscheinend zunutze.

John wollte das Motorboot haarscharf an der mächtigen Schildkröte, die unbeweglich auf dem Wasser hockte, vorbeiziehen.

Naß glänzte der riesige Panzer in der gleißenden Sonne.

Je näher das Motorboot an die Schildkröte herankam, desto schneller drehte sich der Kompaßzeiger im Kreis. Die Kraft des Bösen ließ ihn verrückt spielen. Jetzt bewegte die Schildkröte den Kopf. Es geschah mit einem so schnellen Ruck, daß Jane Collins unwillkürlich aufschrie.

Das Tier riß sein mächtiges Maul auf.

Schildkröten sind Pflanzenfresser, doch diese Horror-Bestie schien es auf Menschenfleisch abgesehen zu haben.

Der häßliche Panzerträger peitschte das Meer mit seinen flossenartigen Beinen. Und dann ging das Tier zum Angriff über.

Es war unglaublich schnell und wendig.

Es tauchte halb in das Wasser ein, schwamm dem Motorboot entgegen und rammte es mit dem Kopf.

Der gewaltige Stoß hätte das Boot beinahe umgeworfen.

John sah das mordlüsterne Glitzern in den großen Schildkrötenaugen. Er hörte Jane Collins hinter sich wieder aufschreien.

Seine Züge wurden hart.

»Na warte, du Scheusal!« schrie er, während sich seine Hände um das Steuerrad klammerten. Die Knöchel traten unter der Haut weiß hervor.

Die mächtige Schildkröte, der Feind aus den Tiefen des Grauens, tauchte unter dem Boot durch.

John gab Gas. Das kleine Boot raste los. Doch es war dem Geisterjäger nicht möglich, dem Höllenwesen zu entkommen. Die Schildkröte war stets schneller als das Motorboot. Sie griff die Nußschale von allen Seiten an. John versuchte, das Biest auszutricksen.

Jane Collins fiel von einem Schrecken in den anderen.

John hätte dem Mädchen all das gerne erspart.

Er raste im Zickzack über das Meer, brüllte Bannsprüche und Formeln der Weißen Magie, doch alles war zuwenig, reichte nicht, um den Panzerdämon vom Motorboot fernzuhalten. Janes Gesicht war angstverzerrt.

John schrie ihren Namen.

Da tauchte das Monster wieder aus der Tiefe empor. Die Nußschale ratschte am Panzer des Scheusals entlang, wurde hochgehoben. Jane fiel und preßte sich zitternd auf den Boden, während John Sinclair alles versuchte, um ein Kentern des Schiffes zu verhindern.

Es glückte ihm nur mit größter Mühe.

»Jetzt reicht's mir!« schrie er dem Untier mit vollen Lungen ins abstoßende Gesicht. »Jane!«

Das Mädchen kämpfte sich ächzend hoch. Ihr weißer Hosenanzug war völlig durchnäßt. Auch John war klatschnaß.

»Jane, komm her!« rief er seinem Mädchen zu. »Übernimm das Steuer!« Jane wankte zu ihm.

Das Höllenbiest tauchte weg, kam aber gleich wieder an die Oberfläche. Sein Maul war weit aufgerissen. Es schnappte nach John, der sich gerade nach dem kleinen Paddel bückte, das in einer Halterung klemmte.

John sah das Maul des Scheusals dicht auf sich zurasen.

»Jooohn!« gellte Janes Stimme so schrill, daß der Geisterjäger augenblicklich gewarnt war.

Er ließ sich fallen. Der mächtige Schädel des Untiers fegte über ihn hinweg. John war sofort wieder auf den Beinen. Er nahm das Paddel an sich, tauchte den Finger in eine schwarze Öllache unterhalb des Motors und schmierte Zeichen der Weißen Magie auf die breite Ruderfläche, deren Wirkung er mit kabbalistischen Sprüchen verstärkte.

Ehe das Monster erneut angreifen konnte, wirbelte der Geisterjäger herum.

Die Satansschildkröte tauchte fauchend aus dem Wasser auf.

Als das riesige Maul auf John zusauste, handelte er. Er stieß das Paddel weit in den Rachen des dämonischen Schildträgers, und der Erfolg, den er damit erzielte, war verblüffend.

Ein gellender Pfeifton war mit einemmal zu hören. Die Riesenschildkröte schrumpfte auf eine Größe von eineinhalb Metern zusammen. Die Macht des Bösen, die sich aufgebläht hatte, war pfeifend aus ihr entwichen. Sie versank in den Fluten und kam nicht mehr zum Vorschein.

Die Gefahr war gebannt.

Aber John Sinclair machte sich nichts vor.

Er wußte, daß es ab sofort mit der Urlaubsruhe vorbei war.

***

Der Geisterkopf schien von Leben durchpulst zu sein. Die Wangen waren nicht eingefallen und bleich, die Züge wirkten nicht schlaff. In dieser Kassette des Grauens schien ein Mensch zu schlafen, der auf eine Verbindung zwischen Kopf und Rumpf nicht angewiesen war.

Wahadin hatte einen grausam geformten Mund und pechschwarzes Haar.

Noch waren seine Augen geschlossen, aber seine Lider flatterten bereits. Es würde nicht mehr lange dauern, bis er die Augen aufmachte und die Umstehenden anblickte. Er würde nur angstverzerrte Gesichter sehen.

Das ist er also! dachte Joseph Roane begeistert. Das ist Wahadin, der Diakon des Teufels! Er war viele Jahre dort unten auf dem Meeresgrund gefangen! Doch nun ist er wieder frei! Und ich durfte es tun, ich durfte ihm die Freiheit zurückgeben!

Ohne sein Zutun öffnete sich sein Mund.

Wade C. Davis und Marty Maddock beobachteten verstört, was dann passierte. Etwas Graues quoll über Roanes Lippen. Nebelschwaden. Sie verließen seinen Körper und sanken in die Kassette des Schreckens.

Sie breiteten sich über Wahadins Gesicht und gaben ihm dem

entscheidenden Impuls. »Joseph!« rief Maddock bestürzt aus.

Roane blickte ihn verwundert an. »Was kam da eben aus Ihrem Mund?« fragte Maddock perplex.

»Aus meinem Mund? Wieso?« Roane konnte sich an nichts mehr erinnern. Der Geist der Hexe Tari hatte ihn verlassen und fuhr soeben in Wahadin. Joseph Roane bekam erst jetzt bewußt mit, was da vor ihm lag. Er fuhr sich erschrocken an die Kehle und schrie heiser: »Großer Gott, was ist denn das?«

»Willst du uns auf den Arm nehmen?« fragte Todd Brackman wütend. »Diesen Schädel hast du doch aus dem Meer geholt.«

»Ich? Bestimmt nicht!«

»Hör mal, jetzt reicht der Spaß aber, Joseph«, sagte O'Malley ärgerlich. »Wie kannst du etwas abstreiten, was wir alle mit eigenen Augen gesehen haben?«

Roane hob die Schultern und erwiderte kleinlaut: »Ich kann mich aber nicht daran erinnern.«

»Laßt ihn in Ruhe!« sagte Maddock scharf. »Ich glaube ihm!«

»Seht!« schrie Roane in der nächsten Sekunde schrill auf. »Der Kopf. Das Gesicht! Es bewegt sich!«

Die Männer hielten verstört den Atem an.

Wahadins Gesicht verzog sich zu einem feindseligen Grinsen.

Die Besatzung des Forschungsschiffes wich langsam von der Kassette zurück. Der Diakon des Teufels blickte die Männer mit großen Augen an. Einen nach dem anderen. Sein Blick ging dem härtesten Mann wie ein Messer unter die Haut.

Und der Wahnsinn ging weiter.

Langsam verließ Wahadins Kopf die uralte Kassette. Er schwebte Zoll um Zoll höher. Unter ihm begann die Luft zu flimmern. Binnen kurzem hatte sich ein gläserner Körper gebildet, auf dem der Kopf des Diakons nun ruhte.

Todd Brackman schüttelte wild den Kopf. »Das gibt es nicht! Das ist doch nicht möglich! Ich muß verrückt geworden sein, ohne es gemerkt zu haben!«

Wahadin ging auf die Reling zu. Er sagte kein Wort.

Jim Hooker stand ihm im Weg. Der Kameramann war so fassungslos, daß er immer noch nicht daran dachte, von dem Spuk eine Aufnahme zu machen. Wahadin starrte den Briten durchdringend an. Hooker wich wie ein geprügelter Hund zur Seite.

»Verdammt noch mal, haltet ihn auf!« schrie Brackman aus vollem Halse. »Laßt den verfluchten Kerl nicht entkommen!«

Niemand wagte, sich dem Unheimlichen in den Weg zu stellen.

Brackman überlegte nicht lange. Er stürmte los, erreichte Wahadin, wollte ihn packen und zurückreißen. Doch seine Hände sausten durch den Körper des Diakons hindurch.

Er zog sie verdattert zurück und starrte sie verstört an. Im selben Moment zuckte Wahadin fauchend herum. Sein Blick bohrte sich schmerzhaft in Brackmans Augen.

»Ich bin Wahadin, der Diakon des Teufels!« donnerte seine Stimme gewaltig über das Forschungsschiff. »Niemand darf es wagen, mich anzugreifen, Elender!«

Todd Brackmann wich entsetzt zurück. »Ich… ich wußte nicht… Ich hatte ja keine Ahnung…«, stammelte er.

»Denen, die mich attackieren, ist der Tod gewiß!« knurrte Wahadin.

Brackman verlor alle Farbe aus dem Gesicht. Seine Lippen bebten. Aus dem furchtlosen Mann war im Handumdrehen ein zitterndes Menschenbündel geworden.

Wahadin hob seine gläsernen Arme.

Die Hände des Diakons legten sich um Brackmans muskulösen Hals und drückten unbarmherzig zu. Brackman riß entsetzt die Augen auf. Er schlug wie von Sinne um sich. Er wurde von einer schrecklichen Panik befallen.

»Himmel, der Spuk bringt Todd um!« schrie Archie O'Malley außer sich vor Grauen. »Warum hilft ihm denn keiner?« schrie Joseph Roane.

»Verdammt noch mal, warum hilfst du ihm denn nicht? Schließlich hast du diesen Teufel ja auf unser Schiff gebracht!« bellte Jim Hooker.

Alle stürzten sich gemeinsam auf Wahadin.

Todd Brackman fiel auf die Knie. Der Diakon hörte immer noch nicht auf, ihn zu würgen. Fester, immer fester drückte er zu.

Marty Maddock, Joseph Roane, Jim Hooker und Archie O'Malley droschen mit ihren Fäusten auf den Spuk ein, doch sie schlugen durch ihn hindurch und trafen den armen Brackman.

Diejenigen, die auf Wahadins Kopf einhieben, hatten das Gefühl, mit ihrer Faust auf Granit zu schlagen.

Der Diakon des Teufels stieß ein höhnisches Gelächter aus.

»Ihr Narren!« brüllte er. »Was könnt ihr mir schon anhaben?«

Da besann sich Wade C. Davis des Amuletts, das er um den Hals trug. Er nahm das Vishnu-Bildnis ab. Es stellte den hinduistischen Gott des Friedens dar. Der Mann, von dem Davis das Amulett gekauft hatte, hatte behauptet, es würde ein geheimnisvoller Zauber in ihm wohnen.

Wenn es so war, dann war Wahadin damit möglicherweise in die Flucht zu jagen. Dann konnte Todd Brackman noch gerettet werden.

»Weg!« schrie Davis und stieß Roane und Hooker zur Seite. »Laßt mich zu ihm!«

Er erreichte den gläsernen Körper des Unheimlichen und preßte ihm das Amulett zwischen die transparenten Schulterblätter. Davis griff durch die Erscheinung nicht mehr hindurch. Und das Wishnu-Amulett rief tatsächlich eine Reaktion bei Wahadin hervor. Er spannte wild

sein Kreuz, ließ Todd Brackman fluchend los, versetzte Davis einen derben Stoß und hetzte nach achtern. Dort flankte er blitzschnell über die Reling. Aber sein Körper tauchte nicht in die Fluten ein. Wahadin ging über das Meer, als wäre es zugefroren.

Mit langen Schritten eilte er in Richtung Java davon…

Wade C. Davis wurde von seinen Männern wie ein Held gefeiert. Man lobte seine Geistesgegenwart und seinen Mut. Jeder schüttelte ihm erleichtert die Hand, war froh, daß die Sache so glimpflich abgegangen war. Todd Braddock hatte das Bewußtsein verloren. Dunkelrote Würgemale zeugten von der schrecklichen Gefahr, in der er sich befunden hatte. Davis ordnete an, daß Brackman in seine Kabine gebracht werden sollte.

Marty Maddock schüttelte benommen den Kopf. »Ich kann es immer noch nicht fassen, Wade.«

»Wir können es alle noch nicht begreifen, Marty«, sagte Davis. Er holte – entgegen seiner sonstigen Gewohnheit – die Whiskyflasche aus der Kombüse und füllte zwei Gläser.

»Wie kann es so etwas Furchtbares geben?« fragte Maddock.

»Ich weiß es nicht, Marty.«

»Mir steckt der Schrecken noch tief in den Gliedern.«

»Wem nicht?«

Sie tranken und blickten in jene Richtung, in die der Spuk verschwunden war. »Geht einfach übers Wasser, der verdammte Kerl«, sagte Maddock heiser.

»Wenn’s nur das wäre«, seufzte Wade C. Davis.

»Angefangen hat das Ganze mit dieser rätselhaften Nebelschwade«, sagte Maddock wütend. »Als sie von der Wasseroberfläche verschwunden war, dachte ich, wir könnten aufatmen, aber da ging sie erst auf Joseph Roane los und diktierte ihm, was er zu tun hatte. Der arme Teufel hat den größten Schock von uns allen davongetragen. Er fühlt sich nämlich für das, was passiert ist, verantwortlich.«

Davis blickte in sein Glas. »Ich werde nachher mit ihm reden.«

»Ich glaube, das hat er nötig«, sagte Maddock.

Das Brummen eines Motors ließ sie aufblicken. Wade C. Davis richtete sich auf. »Da kommt John Sinclair.«

»Der Geisterjäger«, knurrte Maddock mit zusammengezogenen Brauen. »Leider um ein paar Minuten zu spät, sonst hätten wir erfahren, ob sein Ruf zu Recht besteht.«

Klatschnaß und noch gezeichnet vom Kampf mit der Riesenschildkröte erreichten Jane Collins und John Sinclair die »Bossa Nova.« Der Geisterjäger wies auf seine nassen Kleider und sagte zu Davis: »Sieht so aus, als wären wir unterwegs mindestens dreimal gekentert, nicht wahr? Aber das stimmt nicht. Es hat einen anderen Grund, daß wir naß bis auf die Haut sind. Wir wurden auf der Fahrt

hierher aufgehalten. Irgend jemandem schien daran gelegen zu sein, daß wir umkehrten.«

»Was ist passiert?« fragte Wade C. Davis mit ernster Miene.

»Bitte lachen Sie mich nicht aus. Wir wurden von einer Riesenschildkröte angegriffen.« Davis wischte sich über die nervös zuckenden Augen. »Ich habe nicht den geringsten Grund, Sie auszulachen, Sinclair.«

John mußte haarklein erzählen, was vorgefallen war. Jane und er bekamen etwas zu trinken. Man hing ihnen Decken über die Schultern, denn es kam eine unangenehm kühle Brise auf.

Wade C. Davis und die anderen hörten gespannt zu. Der Meeresforscher meinte, nachdem John Sinclair geendet hatte: »Dieses Untier sollte Sie wahrscheinlich davon abhalten, zur ›Bossa Nova‹ zu kommen. Während Sie mit dem Panzerdämon kämpften, erwachte hier auf dem Forschungsschiff Wahadin zu neuem Leben.«

Als John das hörte, durchschaute er das gemeine Ränkespiel der bösen Mächte. Sie kämpften auf verschiedenen Ebenen, um ihren vorprogrammierten Sieg schneller zu erringen. Wahadin!

John Sinclair hörte diesen Namen nicht zum erstenmal.

Jeder, der nach Djakarta kam, wurde mit diesem Namen früher oder später konfrontiert. Er war in aller Mund. Jedermann hatte Angst vor dem Diakon des Teufels, obwohl er nachweislich seit zweihundert Jahren tot war.

Die Menschen in Djakarta befürchteten, daß Wahadin eines Tages in ihre Stadt zurückkehren würde. Diese Angst konnte ihnen niemand nehmen. Sie war zu tief in ihren Seelen verwurzelt, wurde von Generation zu Generation weitergegeben, und oft beteten die Javaner zu ihren Göttern: »Verschont uns vor Wahadin, dem Diakon des Teufels, dessen unermeßliche Grausamkeiten unsere armen Väter so häufig zu spüren bekamen.«

Wahadin!

Er war wieder frei.

John sprach über das Gehörte mit Wade C. Davis.

Der Forscher blickte ihn erschüttert an. »Gütiger Himmel!« stieß er hervor, während er sich den Schweiß von der faltigen Stirn wischte. »Was haben wir da angestellt? Wir haben einen Dämon befreit. Wir haben ihm die Möglichkeit verschafft, nach Djakarta zurückzukehren. Gott sei diesen armen Leuten gnädig.«

John erfuhr von Marty Maddock, wie alles begonnen hatte.

Da war zunächst nur eine geheimnisvolle Wolke gewesen, die plötzlich nicht mehr zu sehen gewesen war. Dann hatte Joseph Roane verrückt gespielt, und als er wieder normal geworden war, hatte er die mit Korallen besetzte Kassette vom Meeresboden heraufgeholt.

John sah sich die Kassette an.

»Hier drinnen hat sich Wahadins Kopf befunden«, erklärte Wade C. Davis.

»Der Kasten muß von den Mormonen, die den Diakon totgebetet hatten, gezimmert worden sein«, sagte John nach einer kurzen Untersuchung des handwerklich nicht besonders gut gelungenen Stücks. Ihm entgingen nicht die zahlreichen Symbole des Guten auf dem Deckel der Kassette.

Der Geisterjäger blickte den Expeditionsleiter mit sorgenvoller Miene an. »Wahadin wird sein Satanswerk nun fortsetzen.«

Davis leckte sich hastig über die Lippen und fragte dann schnell: »Glauben Sie, daß Sie ihm das Handwerk legen können, Sinclair?«

»Ich werde es natürlich versuchen. Aber Wahadin ist nicht allein. Er hat Helfer…«

»Wenn wir Ihnen irgendwie zur Hand gehen können…«

»Sie würden sich damit nur unnötig in Gefahr bringen«, erwiderte John kopfschüttelnd.

Davis sprach von Todd Brackman, der versucht hatte, den Diakon des Teufels am Verlassen des Schiffes zu hindern. »Er hätte seinen Wagemut beinahe mit dem Leben bezahlt«, fügte der Forscher seinen Ausführungen hinzu. Er sprach von Wahadins gläsernem Körper und daß es ihm mittels seines Shiva-Amuletts gelungen sei, den Unhold in die Flucht zu jagen.

John bat, Todd Brackman zu sehen.

Der bärenstarke Mann war bereits wieder bei Bewußtsein. Er lag in seiner Kajüte und war immer noch dabei, das Erlebte geistig zu verdauen.

Jane Collins begleitete John zu Brackman.

Der Geisterjäger unterhielt sich kurz mit dem Taucher und bot ihm seine Hilfe an. Anschließend nahm John Sinclair sich Joseph Roane vor. Der Mann war völlig verstört.

»Ich…«, keuchte er mit weinerlicher Miene. »Ich habe ihn befreit. Alles, was er anstellen wird, habe ich ihm ermöglicht. Wenn er jemanden umbringt, ist es meine Schuld. Ohne meine Hilfe wäre er nicht freigekommen.«

John schüttelte ernst den Kopf. Eindringlich sagte er: »Sie dürfen das nicht so sehen, Mr. Roane.«

»Wie soll ich es denn sehen?«

»Sie waren nicht Herr Ihrer Sinne, als Sie Wahadin befreiten.«

»Was spielt das denn für eine Rolle?« jammerte Roane. »Ich hab's getan, das zählt.«

»Sie konnten nicht anders. Sie handelten unter Zwang. Das Böse machte Sie sich zum Werkzeug. Dagegen waren Sie machtlos. Sie mußten einen dämonischen Befehl ausführen…«

»Ich hätte mich umbringen lassen sollen, statt zu gehorchen!« schrie

Roane verzweifelt.

»Die Hölle ließ Ihnen gar keine andere Wahl. Sie mußten tun, was Ihnen befohlen wurde. Denken Sie an ein Messer, Mr. Roane. Ein Messer in der Hand eines Mörders. Ein solches Messer hat keinen eigenen Willen. Es tötet, weil der Mörder es möchte. Als Sie ins Wasser sprangen, wurden Sie zu solch einem Messer. Irgendeine Teufelskraft hatte dieses Schicksal für Sie ausersehen. Sie können von Glück sagen, daß die Macht der Finsternis Sie wieder freigegeben hat. Ich kenne eine große Anzahl von Fällen, in denen dieses schreckliche Abhängigkeitsverhältnis für immer blieb.«

Es brauchte vieler Worte, um Roane davon zu überzeugen, daß er unschuldig war. Allmählich glaubte der Taucher dem Geisterjäger.

John kehrte mit Jane Collins und Wade C. Davis an Deck zurück.

Der Forscher blickte mit verkanteten Zügen in die Richtung in die der Unhold verschwunden war.

»Was wird er jetzt wohl alles anstellen?« fragte er heiser.

John hob die Schultern. »Wir werden es bald erfahren.«

Davis betrachtete Jane. »Möchten Sie trockene Kleider anziehen, Miß Collins?«

Das Mädchen schüttelte mit einem kleinen Lächeln den Kopf. »Ich wette, Sie haben nichts an Bord, was mich kleiden würde.«

»Es wären natürlich Männerkleider.«

»Vielen Dank. Die Sachen trocknen auch auf der Haut.«

»Sie werden sich erkälten.«

»Oh, ich bin nicht so zimperlich, wie ich aussehe, Mr. Davis.«

Der Expeditionsleiter wandte sich wieder John zu. »Ein schönes Geburtstagsgeschenk, das ich da bekommen habe, was?«

»Machen Sie sich wegen dieser Sache nicht zu viele Vorwürfe, Mr. Davis«, erwiderte der Geisterjäger. »Was Ihnen widerfahren ist, hätte jedermann passieren können.«

»Kann schon sein«, murmelte Wade C. Davis geknickt. »Aber mir ist es passiert.«

»Ich werde nichts unversucht lassen, um diesen Dämon zur Strecke zu bringen.«

»Das hört sich gut an, aber haben Sie – jetzt mal ganz ehrlich – schon eine Ahnung, wie Sie das Kunststück fertigbringen werden?«

»Ich werde seine Spur aufnehmen, sobald er seine erste Untat setzt«, sagte John Sinclair bestimmt.

»Unter diesen Umständen möchte ich meinen Geburtstag lieber nicht feiern. Mir ist nach allem einfach nicht nach Feiern zumute. Sie werden das sicherlich verstehen.«

John nickte. »Das kann Ihnen niemand verdenken, Mr. Davis.«

Die Geburtstagsfeier fand nicht statt. Dennoch nahmen Jane Collins, John Sinclair, Marty Maddock und Wade C. Davis am Abend auf der

Terrasse des Hotels, in dem der Geisterjäger wohnte, zusammen einen Drink.

»Wie ist die Stimmung an Bord, Mr. Davis?« erkundigte sich John.

»Die Männer lassen zwar immer noch die Köpfe hängen, aber es geht langsam wieder aufwärts«, gab der Meeresforscher zurück.

»Werden Sie die Sache nach dem gesunkenen Silberschiff fortsetzen?« fragte Jane Collins. Sie trug ein kornblumenblaues Satinkleid, in dem sie hinreißend aussah. Die neue Fönwelle machte ihre Frisur attraktiv. Sie ließ die Männer vergessen, daß das Mädchen am Nachmittag wie eine zerzauste Maus ausgesehen hatte.

Davis warf Maddock einen kurzen Blick zu. »Ich weiß noch nicht, wie ich mich entscheiden werde. Marty ist dafür, daß wir weitermachen. Aber mir behagt das Ganze nicht mehr so recht. Ich würde viel lieber aufgeben und mich einer weniger gefährlichen Aufgabe widmen. Andererseits… Wir haben eine Menge Geld in dieses Unternehmen gesteckt. Im Fall einer Aufgabe ist es natürlich verloren. Deshalb sagt der Kaufmann in mir, wir sollten bleiben.«

»Der Meinung bin auch ich«, sagte John Sinclair ernst. »Ich glaube nicht, daß Sie noch mal mit Wahadin zu tun haben werden.«

»Wieso nehmen Sie das an?« fragte Davis erstaunt.

»Nun, Wahadin hat zweihundert Jahre in seinem nassen Gefängnis verbracht. Denken Sie, es gelüstet ihn, dorthin noch mal zurückzukehren? Der ist froh, daß er von dort weggekommen ist. Er wird sein Unwesen hier treiben. Hier in Djakarta. Auf diese Gelegenheit mußte er zweihundert Jahre warten.«

Wade C. Davis seufzte. »Ich wollte, es wäre so, wie Sie sagen.«

»Es ist so. Sie haben von Wahadin nichts mehr zu befürchten«, sagte John Sinclair überzeugt. Es waren Erfahrenswerte, die er im Laufe der Jahre gesammelt hatte und die ihn zu diesem Schluß kommen ließen.

John hatte für sich Kentucky Bourbon und für Jane eisgekühlten Tee bestellt.

Nun war sein Glas leer. Er winkte einem hübschen Mädchen, damit es ihm noch mal dasselbe brachte. Die Kleine hatte pechschwarzes Haar.

Obwohl John nun schon seit zwei Wochen in diesem Hotel wohnte und auch schon einige Male auf der Terrasse gesessen hatte, war ihm dieses Mädchen hier noch nie aufgefallen.

Sie kam auf sein Handzeichen sofort, was ihm bewies, daß sie ihn die ganze Zeit beobachtet hatte.

Zuerst fühlte er sich geschmeichelt. Er kannte seine Wirkung auf Mädchen und wußte, daß er in den meisten Fällen gut ankam. Er war überdurchschnittlich groß, fünfunddreißig, blond und blauäugig. Langsam war ihm das Interesse des Mädchens aber unangenehm geworden. Wegen Jane, denn wenn sie etwas davon bemerkte, hatte

er ihr den ganzen Abend verdorben.
»Sir?« sagte das Mädchen mit einer weichen, warmen, einschmeichelnden Stimme, die Jane sofort aufhorchen ließ.
John wies auf sein Glas. »Noch mal dasselbe, bitte.«
»Sofort, Sir.«
Jane Collins lachte. »Donnerwetter, John, bei der Kleinen hast du aber mächtig Chancen.«
John blickte dem Mädchen erstaunt nach und schüttelte den Kopf. »Unsinn. Das bildest du dir bloß ein. Davon hätte ich doch auch etwas merken müssen.«
»Wir Frauen haben für so etwas wahrscheinlich die bessere Antenne. Gefällt sie dir?«
»Nun, sie sieht nicht übel aus.«
»Aha.«
John schaute Jane schnell an. »Du machst ihr jetzt doch hoffentlich keine Szene?«
Jane kniff ein Auge zu. »Die mache ich ihr erst, wenn das Bett heute nacht neben mir leer bleibt.«
Die hübsche Javanerin kam mit dem Bourbon. John entdeckte in ihren ausdrucksstarken Augen eine unverhohlene Lockung. Das war ihm beinahe peinlich. Er versuchte, den schönen Augen des Mädchens auszuweichen, doch dann entdeckte er in ihnen etwas, das ihn warnte.
Sie umgarnte ihn mit ihren Blicken und hieß ihn leidenschaftlich willkommen. Ihr Gesicht war eine verführerische Maske, die ihm verriet, daß er alles von ihr haben konnte, wenn er nur wollte.
Aber das alles erschien John mit einemmal nur wie eine dünn aufgetragene Schicht. Er hatte den Eindruck, daß etwas ganz anderes zum Vorschein kommen würde, wenn er auch nur ein bißchen daran kratzen würde.
Unverhohlene Feindschaft vielleicht?
Haß?
Mordlust?
Alles das glaubte John Sinclair im Hintergrund dieser bildschönen Augen, die ihn so warm anblickten, erkennen zu können. Er wurde das eigenartige Gefühl nicht los, daß ihm von diesem Mädchen eine tödliche Gefahr drohte. Es war unvorstellbar, wenn man sie so ansah, denn sie wirkte weich, unglaublich weiblich und liebreizend.
Was war los mit diesem seltsamen Mädchen?
Wieso warnte John sein sechster Sinn vor ihr?
»Ihr Bourbon, Sir«, sagte die junge Javanerin sanft.
»Vielen Dank«, gab John zurück. »Sie sind sehr aufmerksam. Wie ist Ihr Name?«
»Mein Name ist«, sagte das Mädchen und bedachte John Sinclair mit einem Blick, der diesem durch und durch ging, »Tari!«

***

Ein Taxi blieb vor der Hotelterrasse stehen. Zwei Personen schälten sich aus dem alten, rostzerfressenen Fahrzeug. Eine Frau, die wie eine Betschwester gekleidet war, züchtig hochgeschlossen, mit langen, bis an die Handgelenke reichenden Ärmeln, das Haar streng zurückgekämmt, kaum Schminke an den zarten Wangen… Katherin Colfax.

Der Mann, der die Taxifahrt bezahlte, war etwa fünfunddreißig Jahre alt, wirkte irgendwie ledern. Er trug einen weißen, großkrempigen Hut auf dem Kopf, hatte gutmütige Augen und eine großporige Gesichtshaut… Henry Colfax.

Er war schwer bepackt, trug drei Fotoapparate, eine Filmkamera und einem Kassettenrecorder um den schlanken Hals.

Das Taxi fuhr ab.

Henry Colfax entdeckte John auf der Hotelterrasse und winkte ihm freundlich lächelnd zu. »Gott zum Gruße, Mr. Sinclair.«

»Haben Sie viele schöne Aufnahmen mit nach Hause gebracht, Mr. Colfax?« fragte John.

»O ja, wir waren in Bogor und haben da alles aufgenommen, was es an Sehenswürdigkeiten gibt, und das ist eine ganze Menge.«

»Das freut mich für Sie«, sagte John.

Colfax und seine Frau wünschten Jane, John und den beiden Männern, die am selben Tisch saßen, eine gute Nacht und verschwanden dann im Hotel.

»Nette, anständige Leute«, sagte John.

»Woher kommen sie?« erkundigte sich Wade C. Davis.

»Aus Melville, Australien. Henry Colfax ist der Präsident eines äußerst rührigen Wohltätigkeitsvereins. Nicht einer von denen, die ihre Stellung dazu ausnutzen, um sich selbst zu bereichern. Er schießt immer noch etwas aus seiner eigenen Tasche zu. So etwas von Uneigennützigkeit findet man selten. Die Reise hierher hat er selbst finanziert. Das Bildmaterial, das er nach Hause bringen wird, wird er zu interessanten Lichtbildervorträgen zusammenstellen. Er wird mit seinen Aufnahmen quer durch Australien reisen. Das Geld, das dabei hereinkommen wird, ist schon im voraus für die Hungernden in Bangla Desh bestimmt.«

Wade C. Davis umklammerte sein Glas, daß sich die Knöchel weiß durch seine Haut bohrten.

John fiel das auf. Er fragte den Forscher nach dem Grund seiner plötzlichen Erregung.

Davis sagte mit belegter Stimme: »Sie erzählten mir, daß Wahadin sich immer ein höllisches Vergnügen daraus gemacht hatte, aus den saubersten Menschen schreckliche Dämonen zu machen. Wäre das Ehepaar Colfax nicht geradezu dafür vorausbestimmt, ein Opfer des

Diakons zu werden?«
John Sinclair rieselte es eiskalt über den Rücken.

***

Er wünschte sich in diesem Moment, Davis hätte diesen furchtbaren Gedanken niemals ausgesprochen.
»Einen Moment«, sagte Henry Colfax zu seiner Frau. »Ich hole nur schnell den Zimmerschlüssel.«
Katherin Colfax nickte und blieb in der Hallenmitte stehen.
»Hatten Sie einen schönen Tag, Mr. Colfax?« erkundigte sich der elegant gekleidete Mann hinter dem Rezeptionspult.
»O ja, den hatten wir. Einen äußerst ergiebigen Tag«, erwiderte Colfax und legte seine schmale Hand lächelnd auf die vielen Apparate, die vor ihm standen.
Während er den Hotelangestellten um den Zimmerschlüssel bat, hatte Katherin Colfax den Eindruck, von jemandem angestarrt zu werden. Sie ließ sich zunächst nichts anmerken, aber nach einer kleinen Weile machten sich ihre Augen dann doch auf die Suche. Unauffällig, wie sie hoffte.
Die Wände der Hotelhalle waren mit glattem braunem Marmor ausgekleidet. Auch die Säulen, die die weiße Decke stützten. Es waren einige Leute in der Halle, aber sie alle zeigten nicht das geringste Interesse für sie. Katherin konnte sich dieses eigenartige Gefühl, das sich mehr und mehr verstärkte, nicht erklären.
Es störte sie immer, wenn jemand sie intensiv anblickte.
Sie war nicht gern der Grund von irgend jemandes Aufmerksamkeit.
Woher kamen diese lästigen Blicke, die sie fast körperlich spüren konnte? Sie schaute zu Henry, der sich immer noch mit dem Mann von der Rezeption unterhielt. Gott, warum ließ er sie denn nur so lange warten?
Katherin wurde nervös.
Unangenehm berührt, machte sie sich wieder auf die Suche nach der Person, die sie so intensiv beobachtete.
Am Ende der Halle, dort, wo die Fahrstühle waren, entdeckte sie ein schwarzes Augenpaar, der ihr feindselig entgegenstarrte.
Eiskalt fuhr der jungen Frau der Schreck in die Glieder.
Doch es war nicht dieser unheimliche Blick, der Katherin so schwer schockte. Nein, es war etwas ganz anderes.
Es war der Körper dieses gespenstischen Mannes.
Dieser Körper war durchsichtig wie… wie Glas!
Verwirrt fuhr sich Katherin Colfax mit der Hand über die Augen. Als sie dann wieder zu den Fahrstühlen blickte, war der seltsame Mann verschwunden. »Katherin!« hörte sie plötzlich Henry neben sich besorgt ausrufen.

»Lieber Himmel, Katherin, was ist los mit dir? Mein Gott, du bist ja ganz bleich, und du zitterst. Fühlst du dich nicht gut? Bist du krank? So sag doch etwas, Katherin. Was ist los mit dir? Du du siehst ja aus, als sei dir ein Geist über den Weg gelaufen!«

Die junge Frau suchte nach Worten.

Sollte sie Henry von ihrer Halluzination erzählen?

Es konnte sich nur um eine Sinnestäuschung gehandelt haben.

Wozu Henry beunruhigen?

Katherin versuchte ein kleines Lächeln, und es gelang ihr. »Es ist nett, daß du gleich so besorgt um mich bist, Henry.«

»Liebling, was hast du?« bohrte Colfax.

Katherin legte ihren Handrücken auf die Stirn. »Ich glaube, das Programm von heute war für mich etwas zu viel.«

»Du hast dich überanstrengt?«

»Scheint so.«

»Dann werden wir morgen eine Pause einlegen«, entschied Henry Colfax fürsorglich. »Ich dachte, der heutige Tag hätte dir Spaß gemacht.«

»Hat er ja.«

»Du hast kein Wort davon gesagt, daß es dir zu viel ist«, sagte Colfax mit leisem Vorwurf.

»Ich wußte es selbst nicht. Es zeigt sich erst jetzt.«

»In welcher Form?« wollte Colfax wissen.

»Nun, ich fühle mich irgendwie komisch, und ein wenig schwindelig ist mir auch.«

»Du wirst gleich zu Bett gehen«, sagte Colfax ernst.

Katherin streichelte zärtlich seine Wange. »Mach dir keine Sorgen, Henry. Morgen bin ich wieder ganz okay.«

Sie fuhren mit dem Fahrstuhl zur dritten Etage hoch und gingen den teppichbelegten Korridor entlang bis zu ihrer Zimmertür. Henry Colfax warf seiner Frau einen sorgenvollen Blick zu.

Katherin lachte gekünstelt. »Sieh mich nicht an, als wäre ich sterbenskrank, Henry.«

Er nahm die vielen Apparate ab und legte sie behutsam auf die Kommode. Dann schüttelte er mit zusammengezogenen Brauen den Kopf und keuchte: »Ich kann nun mal nicht anders. Wenn es dir nicht gut geht, dann mache ich mir Sorgen.«

Katherin trat zu ihm und küßte ihn auf den Mund. »Du bist der beste Mann, den sich eine Frau wünschen kann, Henry Colfax. Ich bin stolz darauf, mit dir verheiratet zu sein.«

Colfax wies auf das breite Doppelbett, auf dem eine rosa Damastdecke lag. »Setz dich, Katherin. Bitte, setz dich.«

Wortlos nahm die Frau auf ihrer Seite des Bettes Platz. Sie legte die Hände in den Schoß und blickte zu ihrem Mann hoch. »Und was

weiter?« fragte sie.

»Du wirst jetzt ohne Widerrede ein paar Baldrianperlen schlucken. Das ist gut für die Nerven. Du wirst ruhiger werden und herrlich schlafen. Die Perlen sind im Bad…«

»Ich kann sie mir selbst holen«, sagte Katherin.

Colfax schüttelte heftig den Kopf. »Nichts da. Du bleibst hier sitzen!«

Katherin seufzte. »Es ist schön, wenn es einen Menschen gibt, dem man sehr viel bedeutet, Henry.«

Colfax verschwand im Bad.

Kaum war er weg, da kam dieses scheußliche Gefühl wieder, von dem Katherin in der Hotelhalle befallen worden war. Sie legte erschrocken die Handflächen an die pochenden Schläfen. War sie geisteskrank? Verrückt?

Abermals fühlte sie sich angestarrt. Wieder suchte sie die Augen, die auf sie gerichtet waren.

Ihre Vision von dem Mann mit dem gläsernen Körper fiel ihr ein. Sie hatte schreckliche Angst, ihn wiederzusehen.

Sie hatte den Eindruck, ihr Blick würde gelenkt.

Sie schaute zur Tür, und was sie dann zu sehen bekam, ließ sie ernstlich an ihrem Verstand zweifeln…

Es war Wahnsinn. Glatter Wahnsinn – und doch passierte es in diesem entsetzlichen Augenblick!

Es schien, als wäre die Tür aus Papier und jemand würde draußen zwei Brenngläser davorhalten. Die Stellen, wo die gebündelten heißen Lichtstrahlen auf die Tür trafen, färbten sich braun. Sekunden später fingen sie zu qualmen an. Zwei eng beisammenstehende Löcher entstanden.

Löcher, in denen gleich darauf Katherin Colfax jene schrecklichen Augen wiedersah, die sie bereits in der Hotelhalle so feindselig angestarrt hatten.

Der Mann mit dem gläsernen Körper! Schoß es der innerlich fürchterlich aufgewühlten Frau durch den Kopf.

Die Umrisse seines Schädels zeichneten sich an der Tür ab. Auch die Silhouette seines Körpers war zu erkennen. Sie sah aus wie eine Kohlezeichnung auf weißem Papier.

Katherin Colfax war dermaßen geschockt, daß sie keinen Ton hervorbrachte. Ihre Kehle wurde von einer unsichtbaren Hand zugedrückt. Kalter Schweiß brach ihr aus allen Poren.

Sie hielt sich wahrhaftig für verrückt.

Eine andere Erklärung hatte sie nicht für das, was sie sah.

Die unheimliche Erscheinung löste sich ganz langsam von der Tür. Dieser Menschenkopf auf dem gläsernen Körper kam auf Katherin Colfax zu. Die schreckliche Aufregung drohte der jungen Frau die Besinnung zu rauben. Verstört blickte sie der unheimlichen

Erscheinung entgegen. Der Mann verursachte nicht das geringste Geräusch. Lautlos schwebte er über den Boden. Seine gläsernen Füße berührten nicht den Teppich.

Katherin biß sich zitternd in die Faust.

Sie konnte diesen Horror kaum noch verkraften.

In ihrer maßlosen Erregung faltete sie die Hände. Sie wollte Gott um Hilfe anflehen, wollte ihn bitten, er möge ihr dies hier ersparen, denn es ging allmählich über ihre Kräfte. Aber sie war nicht fähig zu sprechen. Sie hockte wie erschlagen auf ihrem Bett und zum Zuschauen verurteilt.

Ein Schreckensfilm lief vor ihren verdatterten Augen ab, und sie war nicht in der Lage, ihn anzuhalten!

Wahadin grinste sie teuflisch an.

Sie bebte. Ihr Blut rauschte in den Ohren. Sie war dermaßen durcheinander, daß sie keinen klaren Gedanken mehr fassen konnte.

Der Diakon des Teufels blieb stehen.

Katherins Herzschlag setzte aus. Ihre gefalteten Hände krampften sich zu kleinen Fäusten zusammen. Alles in ihr war auf Abwehr eingestellt. Sie rechnete damit, von dieser unheimlichen Erscheinung angegriffen zu werden.

Gott im Himmel, schrie sie im Geist, wie soll ich mich vor ihm schützen?

Gab es den Mann überhaupt?

Ein Kopf auf einem durchsichtigen Körper. Das konnte doch nur einer kranken Phantasie entsprungen sein!

Nun bewegte sich Wahadin wieder. Er wandte sich dem Bad zu. Katherin Colfax schüttelte verzweifelt den Kopf. »Nein!« wollte sie schreien. »Nicht Henry! Wenn es schon sein muß, dann nimm mich an seiner Stelle!« Das wollte sie laut herausbrüllen, aber ihr Mund blieb stumm.

Der schwere Schock lähmte ihre Stimmbänder.

Sie wollte Henry warnen, aber auch dazu war sie nicht fähig. Ihre Augen füllten sich mit Tränen, während sie tatenlos zusehen mußte, wie der Diakon des Teufels das Bad betrat, ohne die Tür aufzumachen.

Sie wußte nicht, woher sie die Gewißheit nahm, aber für sie stand fest, daß ihr Mann verloren war. Niemand konnte ihm jetzt mehr helfen.

Das Grauen war zu ihm gekommen und würde ihn nun vernichten.

Henry Colfax durchstöberte die kleine Bereitschaftstasche, die er auf allen Reisen mitnahm. In ihr bewahrte er Seren gegen Schlangenbisse, Beruhigungsspritzen und zahlreiche Tabletten auf. Er war zwar kein studierter Medizinmann, aber er hatte mehrere Ambulanzschulungen hinter sich und war im Krankheitsfall nicht so leicht in Verlegenheit zu bringen.

Katherin gefiel ihm im Moment nicht, aber er war zuversichtlich, daß er das wieder hinkriegen konnte.

Vielleicht sollten sie in den nächsten Tagen etwas zurückschalten. Colfax nahm sich vor, die erstellten Programme noch einmal gründlich zu überdenken. Er wollte alle jene Dinge streichen, die man als nebensächlich ansehen konnte.

Es hatte keinen Sinn, Katherin zu überfordern.

Und die Fahrten ohne sie zu machen, kam für ihn nicht in Frage. Schließlich war er mit Katherin seit zehn Jahren glücklich verheiratet und hatte noch niemals einen Schritt ohne sie getan.

Sie hatten immer alles gemeinsam in Angriff genommen, und so wollte er es auch weiterhin halten.

Endlich fand er das flache Schächtelchen mit den Baldrianperlen. Er schüttelte die braunen Dinger durch eine kleine Öffnung in seine hohle Hand. Fünf Stück. Das würde reichen.

Anschließend goß er einen der Zahnputzbecher mit Sprudelwasser voll. Da merkte er, daß er sich nicht allein im Bad befand. Merkwürdigerweise hatte er das Öffnen der Tür nicht gehört. Er war der Meinung, Katherin wäre eingetreten. Als sich eine Hand auf seine Schulter legte, sagte er rügend: »Katherin, ich habe dir doch gesagt, du sollst auf dem Bett sitzenblei…«

Während er sprach, wandte er sich um.

Und dann blieb ihm die letzte Silbe im Hals stecken…

Henry Colfax' Schrei löste die Starre aus Katherins Körper. Die junge Frau schnellte vom Bett hoch. Ihr Mann stieß einen zweiten, noch entsetzteren Schrei aus.

Da fand Katherin ihre Stimme wieder. »Henry!« kreischte sie in größter Sorge um ihren Mann. »O Gott, Henry!«

Sie eilte zur Badezimmertür. Dahinter zerschellte Glas. Das Klirren schnitt Katherin schmerzhaft durch das Trommelfell. Kampflärm im Bad. Stampfende Füße. Keuchen. Und immer wieder ging Glas zu Bruch.

»Henry!« schrie Katherin noch einmal. Sie hatte plötzlich keine Angst mehr vor dem Unheimlichen. Sie wußte nur noch eines: Henry brauchte Hilfe. Und sie wollte ihm helfen, denn er war ihr Mann, ihr ein und alles. Sie wollte ihn nicht verlieren.

Henry brüllte gepeinigt auf.

Katherin hatte das Gefühl, ihr würden die Haare zu Berge stehen.

Sie packte den Türknauf mit beiden Händen. Ihre Finger umklammerten ihn. Sie drehte ihn wild herum, doch die Tür ließ sich nicht aufstoßen.

Wahadin hatte sie mit einer magischen Sperre versehen.

Katherin rüttelte wie von Sinnen am Türgriff. Sie warf sich schluchzend gegen die Tür. Sie trommelte mit ihren kleinen Fäusten

gegen das Holz. »Henry, ich möchte dir so gern helfen! Henry, es darf dir nichts geschehen! O mein Gott, Henry!«

Colfax’ Geschrei wurde zu einem furchtbaren Röcheln, zu einem markerschütternden Gurgeln.

»Henry, ich will dich nicht verlieren!« kreischte Katherin außer sich vor Angst um ihren Mann.

Doch sie war nicht in der Lage, etwas für ihn zu tun…

***

Zuerst schrie ein Mann und dann – gedämpft – eine Frau. John Sinclair schnellte hoch. Jane Collins, Wade C. Davis, Marty Maddock – sie alle dachten dasselbe. Sie dachten an Katherin und Henry Colfax, und sie dachten an Wahadin, den Diakon des Teufels. Genau wie John.

Unwillkürlich faßte der Geisterjäger dorthin, wo er normalerweise seine Beretta trug.

Aber die Waffe lag zu Hause in seiner Londoner Wohnung in einer Schublade des Schreibtisches. Verdammt noch mal, da war sie gut aufgehoben.

John tröstete sich damit, daß er gegen den Diakon des Teufels mit den geweihten Silberkugeln vermutlich ohnedies nichts ausgerichtet hätte.

Die Hotelgäste, die auf der Terrasse saßen, erhoben sich ebenfalls. Sie blickten einander ratlos an und schauten dann alle zum dritten Stock hinauf, wo der Mann und die Frau so schrecklich schrieen.

John Sinclair war bereits mit langen Sätzen unterwegs.

Kurz vor der Terrassentür kam von rechts Tari mit einem vollbeladenen Chromtablett. Sie ging so schnell, daß der Geisterjäger ihr nicht ausweichen konnte.

Fast schien es, als hätte sie diesen Zusammenstoß absichtlich herbeigeführt, denn der Blick des glutäugigen Mädchens hatte die ganze Zeit auf John geruht. Nachdem es passiert war, schien es John wenigstens, daß ein zufriedenes Lächeln über ihr hübsches Gesicht huschte.

Was war nur los mit diesem Mädchen?

Klirrend und klappernd war alles, was sich auf dem Tablett befunden hatte, nach vorn gekippt. Getränke und Speisen hatten John Sinclairs Anzug bekleckert. Gläser, Schalen und Tassen waren hinterher auf dem steinernen Boden der Terrasse laut zerschellt.

»Oh!« rief Tari erschrocken aus. »Mr. Sinclair! Wie ungeschickt von mir!« Sie zauberte unter ihrer Schürze ein weißes, sauberes Tuch hervor und ließ es sich nicht nehmen, Johns Anzug damit abzuputzen. »Es tut mir so entsetzlich leid, Mr. Sinclair«, sagte das Mädchen. »Wenn Sie mir den Anzug geben, werde ich ihn persönlich reinigen.«

»Später!« knurrte John. »Später, ja?« Er packte das Mädchen an den Schultern und zerrte es zur Seite.

»Bitte beschweren Sie sich nicht bei der Geschäftsleitung, sonst wirft man mich hinaus!« jammerte das Mädchen.

»Aber nein«, stieß John aufgeregt hervor. »Würden Sie jetzt endlich den Weg freigeben, Tari? Hören Sie denn nicht, daß dort oben jemand schreit?«

»Ja, natürlich, Mr. Sinclair!«

Das Mädchen trat zur Seite und begann, die Scherben einzusammeln. Wie von tausend Teufeln gehetzt jagte der Geisterjäger durch die endlos lange Hotelhalle.

Er benutzte die Treppe.

Atemlos kam er im dritten Stock an.

Wild warf er sich gegen die Tür jenes Zimmers, in dem das Ehepaar Colfax untergebracht war. Kein Schrei mehr. Die Tür flog auf und krachte gegen die Wand. Schluchzen.

Katherin lehnte an der Tür, die ins Bad führte, und weinte. Mit tränenverhangenem Blick sah sie John an. Ihr ansonsten so streng zurückgekämmtes Haar war zerzaust und klebte an ihrem verschwitzten Gesicht. Sie machte einen nervösen Eindruck. Ihr Blick war verstört.

»Mr. Sinclair!« stieß sie krächzend hervor. Und dann stammelte sie eine Menge, woraus John nicht schlau wurde.

»Wo ist Ihr Mann, Mrs. Colfax?« fragte John eindringlich.

Katherin redete weiter wirres Zeug. »Ist er da drinnen?« wollte John Sinclair wissen. Katherin hörte nicht zu stammeln auf.

»Bitte, geben Sie die Tür frei, Mrs. Colfax!« verlangte John.

»Sie können ihm nicht mehr helfen!« jammerte Katherin. »Der arme Henry. Niemand kann ihm mehr helfen! Er hatte eine Begegnung mit dem Satan.«

»Was ist passiert?« fragte John heiser.

Da erzählte ihm Katherin Colfax von einem gläsernen Mann, dem es möglich sei, durch geschlossene Türen zu gehen. Einen Kopf aus Fleisch und Blut trage er auf seinen gläsernen Schultern. Zuerst sei er ihr unten in der Hotelhalle und dann hier oben erschienen. Sein Blick habe sich durch die Tür gebrannt…

John drängte Katherin hastig von der Tür weg.

»Das hat keinen Zweck«, sagte die junge Frau kopfschüttelnd. »Die Tür kriegen Sie nicht auf, Mr. Sinclair. Er hat sie abgeschlossen.«

»Das wollen wir doch gleich mal sehen, ob ich die Tür nicht aufkriege«, knurrte John. Er trat drei Schritte zurück, murmelte eine Formel der Weißen Magie und warf sich gleichzeitig gegen die Tür, die mit einem lauten Knall aus den Angeln brach.

Das Bad war völlig verwüstet.

Der Duschvorhang war abgerissen. Die Chromschiene, an der er gehangen hatte, war aus der Mauer gebrochen. Mehrere Fliesen waren kaputtgeschlagen. Spiegelscherben lagen auf dem Boden, und das Waschbecken hatte einen Sprung…

Das Glas des Badezimmerfensters war fast ganz aus dem Rahmen gebrochen worden. Da sich der Diakon des Teufels mit seinem Opfer nicht mehr in dem kleinen Raum befand, nahm John Sinclair an, Wahadin hätte Henry Colfax durch das Fenster verschleppt.

Er beugte sich nach draußen.

Die Hotelfassade war so glatt, daß sich kaum eine Fliege daran festhalten konnte.

Kein Mensch wäre in der Lage gewesen, diesen Fluchtweg einzuschlagen. Nur Wahadin konnte das. Für ihn hatte sicherlich die Macht des Bösen eine unsichtbare Treppe errichtet, über die er mühelos das Weite suchen konnte.

John nahm den Kopf wieder zurück. Da hörte er etwas, daß ihm das Blut in den Adern erstarren ließ.

Oben, auf dem Hoteldach, stieß Wahadin in diesem Augenblick ein brüllendes, höhnisches Gelächter aus…

Auf dem Dach! Vielleicht triumphierte Wahadin zu früh. John Sinclair unternahm sofort den Versuch, den Diakon des Teufels zum Zweikampf zu stellen. Er wollte ihm sein Opfer wieder abjagen. Er verließ hastig das Bad, rannte an Katherine vorbei und aus dem Zimmer. Ein Ehepaar aus Frankreich stand auf dem Korridor. Die Leute wollten wissen, was vorging. Ein Inder und ein kräftiger Japaner wollten dasselbe wissen.

John nahm sich nicht die Zeit, ihnen zu antworten. Er stieß sie rücksichtslos zur Seite und stürmte die Treppen hoch. Ausgepumpt erreichte er das Flachdach des Hotels.

Er schaute sich um. Die Hände hatte er zu Fäusten geballt.

Nichts.

Ein kühler Wind fauchte ihm von der Java-See her ins erhitzte Gesicht. Seine Speicheldrüsen produzierten nicht genug Flüssigkeit. Sein Mund war unangenehm trocken. Mit schmalen Augen huschte er über das Dach.

Er traute dem Frieden nicht.

Eine tintige Dunkelheit herrschte hier oben. Keine Lichtquelle hellte sie auf. John erkannte die Umrisse der Fahrstuhlaufbauten. Vielleicht verbarg sich der Diakon des Teufels mit seinem Opfer dahinter. John Sinclair schlich augenblicklich darauf zu. Er lauschte mit angehaltenem Atem, hörte aber nur das Klopfen seines eigenen Herzens. Vorsichtig tastete er sich durch die schwarze Finsternis. Er umrundete die Aufbauten, ohne eine Spur von Henry Colfax und Wahadin zu finden.

Der Diakon spielte mit ihm. Er verhöhnte ihn.

Aber Wahadin sollte es nur ja nicht übertreiben, sonst ging es ihm an den Kragen. John hatte zwar noch keine Ahnung, wie er den Diakon vernichten würde, wenn er ihm plötzlich gegenüberstand. Aber er war zuversichtlich, daß er es auf irgendeine Weise schaffen würde. Er hatte es bisher immer irgendwie geschafft.

John wollte grimmig umkehren.

Da vernahm er mit einemmal hinter sich ein gefährliches Zischen.

Er kreiselte herum, konnte aber nichts sehen. Schwarze Nacht war da. Nichts weiter. Wie überall auf dem Dach.

Das Zischen wiederholte sich. Dann traf John unvermittelt ein kräftiger Faustschlag, der ihn furchtbar durchrüttelte. Er riß die Fäuste hoch, um sich gegen den unsichtbaren Angreifer zu schützen. Wie eine Dampframme sauste ihm der zweite Schlag in den Bauch. John stieß die Luft geräuschvoll aus und krümmte sich. Der Schmerz war höllisch.

Er hatte einen Augenblick lang die Befürchtung, darüber nicht hinwegzukommen. Zum Glück blieb der nächste Schlag in Johns Deckung hängen.

Der Geisterjäger erholte sich etwas.

Er versuchte, sich aus der Defensive herauszufighten.

Ein Beobachter des Kampfes hätte annehmen müssen, John hätte den Verstand verloren. Er befand sich mutterseelenallein auf diesem Dach und boxte keuchend mit der Luft.

Sein Gegner schlug immer wieder hart und brutal zu.

Ein Treffer an der Schläfe ließ John rückwärts torkeln. Der Unsichtbare folgte ihm. John bezog schwere Prügel, gegen die er sich nicht wirkungsvoll genug schützen konnte.

Alle seine Entlastungsangriffe verpufften wirkungslos. Der andere war nicht nur nicht zu sehen, er war auch nicht zu packen. John versuchte, den Kerl mit Bannsprüchen sichtbar zu machen, doch das klappte nicht. Der Unsichtbare hämmerte ihn immer näher auf den Rand des Daches zu. John hatte längst begriffen, was das werden sollte, und er begann sich ernsthaft zu fragen, ob gegen diesen verdammten Spuk wirklich kein Kraut gewachsen war.

Ein schwerer Treffer nahm ihm alle Luft.

Er japste.

Zwei Meter noch bis zum Dachrand.

Der Unsichtbare schien es so schnell wie möglich hinter sich bringen zu wollen. Er trommelte mit seinen knochenharten Fäusten auf John Sinclair ein. Ungestüm trieb er ihn zurück.

Ein Meter.

John sprang zur Seite.

Aber der Kerl schien damit gerechnet zu haben. Seine Faust war zur

Stelle. Sie traf John am Jochbein. Die Wucht des Schlages riß ihn zurück. Er ruderte mit den Armen. Hinter ihm ging es sechs Etagen in die Tiefe. Das wäre das sichere Ende gewesen. Irgendwie schaffte es der Geisterjäger, die Balance wiederzuerlangen. Plötzlich besann er sich des silbernen Kreuzes, das er um den Hals trug.

Ehe der Unsichtbare ihn erneut angreifen und in die Tiefe jagen konnte, riß er mit beiden Händen sein Hemd auf.

Das Silberkreuz reflektierte den schwachen Schein des Mondes.

Ein wütendes Heulen raste über das Dach und jagte von John Sinclair weg. Er schraubte sich in den schwarzen Nachthimmel hinein und verlor sich da nach ganz wenigen Augenblicken.

John trat erleichtert vom Rand des Daches weg. Er stieß einen leisen Pfiff aus und sagte zu sich selbst: »Junge, diesmal bist du aber haarscharf darum herumgekommen!«

***

Mitternacht.

Sie waren alle in den verfallenen Urwald gekommen – Tari und ihre Getreuen. Sie würden in Zukunft nicht immer dabeisein, wenn Wahadin aus einem Menschen mit einer Seele einen Dämon machte. Diesen Anfang einer neuen Schreckensserie wollten sie sich unter keinen Umständen entgehen lassen.

Wahadin freute es, daß Tari ihre sechs Freunde mitgebracht hatte.

Der Diakon des Teufels arbeitete gern vor Publikum. Er liebte es, sich vor den gaffenden Menschen zu produzieren. Es machte ihm Spaß, ihnen zu zeigen, wie grausam er war und welch ungeheure Fähigkeiten in ihm schlummerten.

Henry Colfax lag auf jenem mächtigen Steinblock, auf dem der Satan die alte, häßliche Hexe zu einem jungen, hübschen Mädchen werden ließ.

Magische Fesseln verhinderten, daß er sich bewegen, geschweige denn aufrichten konnte. Colfax hatte keine Ahnung, wie er hierhergekommen war. Es klaffte eine große Lücke in seiner Erinnerung.

Wenn er zurückdachte, fiel ihm ein, daß er mit Katherin nach Hause gekommen war. Er hatte Jane Collins und John Sinclair mit zwei Männern, die er nicht kannte, auf der Hotelterrasse sitzen sehen. Als sich Katherin nicht wohl fühlte, hatte er ihr Baldrianperlen aus dem Bad holen wollen.

Dann riß der Erinnerungsfaden ab. Es war Colfax in diesem Moment nicht möglich, daran anzuknüpfen.

Schwarz und unheimlich war die Nacht.

Wahadin sprach ein schwarzes Dankgebet, das an den Höllenfürsten gerichtet war.

»Herr der Finsternis und allen Übels, ich bin so froh, daß du mich aus jenem nassen Grab geholt hast!« rief der Diakon des Teufels mit lauter, donnernder Stimme. »Ich, Wahadin, verspreche dir, meine Kräfte noch mehr als früher in deinem Sinne gegen das Gute einzusetzen. Ich werde dafür sorgen, daß Djakarta die erste Teufelskolonie wird. Viele andere werden folgen, sobald der Keim des Bösen in dieser Stadt aufgegangen ist. Surabaja, Bandung, Bogor werden wir an uns reißen. Ein Heer von Dienern wird dir zur Verfügung stehen. Bald wird ganz Java dir gehören. Dann werden wir auf Sumatra übergreifen, Borneo und Celebes werden von uns überschwemmt werden. Unser Siegeszug wird nicht aufzuhalten sein… Und mit diesem Menschen – er ist der reinste und gläubigste, den ich finden konnte – werde ich den Anfang machen!«

Er wies auf Henry Colfax, der sich verzweifelt in seinen Fesseln wand.

Tari kicherte begeistert und rieb sich die Hände.

»Mein Werk!« flüsterte sie ihren Getreuen zu. »Daß Wahadin unter uns weilt, das ist mein Werk! Natürlich fällt von diesem schwarzen Glanz auch etwas auf euch ab, denn ihr habt an mich geglaubt…« Ihr Gesicht nahm einen bösen Ausdruck an. »Nicht wie Proto!« zischte sie. »Proto war ein Zweifler! Er hat seine Strafe dafür bekommen!«

Wahadin breitete die Arme aus. Tari blickte ergeben zu ihm auf.

Ihr Platz war nun nicht mehr dort oben auf dem Felsblock.

Sie kannte ihren Rang, und solange Wahadin lebte, hatte sie dort oben nichts verloren. Nur der Satan bestimmte Wahadins Lebensdauer.

Der gläserne Körper des Diakons war mit einemmal von einem grellen Feuerschein umgeben.

Die Flammen des Unheils und der schwarzen Macht hüllten ihn ein. »Tari!« knurrte der Diakon.

»Ja, Meister.«

Wahadin starrte Henry Colfax mit mordlüsternem Blick an. »Bring mir den Zeremoniendolch!«

»Mit dem größten Vergnügen, Meister!« kicherte die Hexe. Sie wandte sich um und eilte durch den verfallenen Dschungel-Tempel.

Viele Jahre war der Zeremoniendolch nicht mehr benutzt worden. Wahadin hatte ihn vor Taris Zeit verwendet.

Als sein Ende kam, hatte er mittels Teleportation den Dolch in Sicherheit gebracht. Sonst hätten die Mormonen auch die Zauberkraft, die sich in ihm befand, vernichtet.

Der Dolch war nach Wahadins Tod durch viele Hände gegangen. Nur Menschen übelsten Charakters hatten ihn berührt. Auf diese Weise war er eines Tages in Taris Hände gekommen. Sie hatte ihn nicht mehr weitergereicht, denn sie war sicher gewesen, daß ihr Wahadins

Befreiung gelingen würde. Erst dann sollte der Diakon des Teufels seinen Geisterdolch wiederhaben.

Die Hexe erreichte eine von Unkraut umwucherte Mauernische. Sie griff hinein. Ihre Finger berührten das kalte Metall.

Ihr war, als bekäme sie einen elektrischen Schlag. Sie war mächtig aufgeregt. Endlich! Endlich war es soweit! Endlich durfte sie Wahadin den Zeremoniendolch überreichen. Ihre Hand krampfte sich um den Griff des Dolches.

Sie nahm ihn an sich.

Spinnweben hingen an ihm. Tari fegte sie schnell fort und drehte sich mit fanatisch funkelnden Augen um.

Ein geheimnisvolles Feuer tanzte auf der langen, gekrümmten Dolchklinge. Ein häßlicher Garuda-Vogel war darin eingraviert. Seine Rückenfedern sahen wie die gezackten Rückenschuppen eines Drachens aus.

Mit bedächtigem Schritt kehrte Tari zum Opferstein zurück. Sie war sich der Wichtigkeit dieses großen Augenblicks bewußt.

Ihre Getreuen sanken auf die Knie. Sie berührten mit den Handflächen den Boden und stellten auf diese Weise den geistigen Kontakt mit der Unterwelt her.

Tari blieb vor dem gewaltigen Stein stehen.

»Meister, der Dolch«, sagte sie heiser.

»Gib ihn mir!« verlangte Wahadin mit herrischer Stimme.

»Ich habe ihn für dich aufbewahrt, denn ich wußte, daß du eines Tages in diesen Tempel zurückkehren würdest!« sagte Tari stolz.

Der Diakon streckte die gläserne Hand aus.

Tari überreichte ihm den Zeremoniendolch. Sie sank ebenfalls auf die Knie, um die Kräfte des Schattenreiches durch ihren jungen Körper strömen zu lassen.

Henry Colfax lag wie erstarrt auf dem Rücken. So viele unvorstellbare Dinge passierten. Er hatte längst begriffen, daß er hier nicht bloß in eine Teufelssekte geraten war, deren Mitglieder irregeleitete Menschen waren. Allenfalls waren Taris Getreue Menschen, die darauf hofften, demnächst von der Hölle zu Hexen und Hexern gemacht zu werden. Aber Tari und der Diakon waren Auserwählte des Satans, ausgestattet mit einer Vielzahl von Fähigkeiten, gegen die ein gewöhnlicher Sterblicher nicht ankam.

Immer noch fragte sich Colfax, wie er hierhergekommen war.

Der Faden war im Hotelzimmer abgerissen.

Doch nun tauchten Erinnerungsbruchstücke aus der Versenkung auf, die ihm ins Gedächtnis zurückriefen, was weiter geschehen war.

Colfax sah sich im Bad.

Jemand legte ihm die Hand auf die Schulter. Er dachte, es wäre Katherin, aber es war Wahadin gewesen.

Nach diesem furchtbaren Schock hatte er sich verzweifelt gegen den Diakon des Teufels zur Wehr gesetzt. Er hatte gekämpft wie ein Löwe, obwohl ihn eine panische Angst mit unsichtbaren Händen zu erdrosseln versuchte.

Es war ihm nicht möglich gewesen, Wahadin zu besiegen.

Der Diakon des Teufels hatte ihn mit grausamer Härte zusammengeschlagen, hatte ihm, als er halb ohnmächtig war, hochgehoben und war mit ihm durch das Badezimmerfenster nach draußen gestiegen.

So ziemlich das letzte, woran sich Colfax erinnerte, war das schreckliche Gelächter, das Wahadin oben auf dem Hoteldach ausgestoßen hatte.

Dann hatte die Luft zu sausen und zu brausen angefangen.

Der Diakon des Teufels hatte etwas auf dem Dach zurückgelassen, das seine Verfolger vernichten sollte. Etwas Unsichtbares.

Und anschließend glaubte Colfax, daß Wahadin sich mit ihm in die Lüfte erhoben hatte. Zeit und Raum wischten an ihnen vorbei. Sie waren von einem entsetzlichen Heulen und Jaulen umgeben. Schrille Klänge, Dissonanzen schienen eine feste Basis zu bilden, auf der man stehen konnte.

Alles um sie herum war unscharf und nicht zu erkennen gewesen.

Das nächste Bild, an das Colfax sich wieder erinnern konnte, war im Inneren dieses Urwaldtempels entstanden.

Und Wahadin war bei ihm gewesen!

Colfax starrte den Diakon des Teufels mit großen Augen an. Niemanden trifft die Konfrontation mit den Konspiranten der Hölle schmerzhafter als einen reinen, strenggläubigen Menschen.

Kaum jemand verachtete das Böse mehr als Henry Colfax.

Und er war in seinem Gottvertrauen stets unerschütterlich gewesen. Deshalb konnte er nicht verstehen, wieso ausgerechnet ihm ein so furchtbares Schicksal widerfahren konnte. Wollte der Himmel ihn prüfen?

Er klammerte sich immer noch an die verzweifelte Hoffnung, daß dieser gräßliche Horror von seinem Schöpfer unterbrochen wurde.

Er selbst konnte nichts mehr zu seiner Rettung beitragen. Wenn ihm Gott nicht beistand, dann war er unweigerlich verloren, dessen war er sich bewußt.

Wahadin grinste ihn höhnisch an. »Es ist nicht gut, wenn man so wie du und deine Frau vor Edelmut trieft, Henry Colfax. Du hast dein Leben lang nur Gutes getan, hast deinen Mitmenschen geholfen, warst täglich in der Kirche. Du hast für alle möglichen Leute gebetet und hast an dich immer zuletzt gedacht. Und was hast du damit erreicht? Hier bist du gelandet. Hier in diesem schwarzen Tempel. Bei mir. Bei Wahadin, dem Diakon des Teufels, der aus dir nun das widerwärtigste

Scheusal machen wird, das du dir vorstellen kannst! Ich werde das Gute in dir vollkommen umkehren. Mit jener Kraft, mit der du bislang Gutes getan hast, wirst du nun Böses tun. Und dein Herr wird dich davor nicht bewahren! Sollte dir das nicht zu denken geben, Henry Colfax? Dein Schöpfer, zu dem du so häufig gebetet hast, läßt dich einfach fallen. Er kümmert sich nicht mehr um dich, überläßt dich deinem Schicksal. Ist das nicht unendlich traurig? Erschüttert dich das nicht? Ein Mann wie du, für den das Gute eine unverrückbare Maxime ist, wird vom Himmel verraten und verkauft.«

Colfax schüttelte verzweifelt den Kopf. »Das ist nicht wahr!« rief er heiser.

Wahadin wies mit der gläsernen Hand nach oben. »Du hast dort keine Freunde, Henry Colfax.«

»Doch! Ich glaube an die Allmacht des Himmels!« schrie der Australier laut.

»Es wäre besser, du würdest an die Allmacht der Hölle glauben, denn die ist in diesem Tempel präsent!«

»Ihr könnt mir nichts anhaben! Nicht, solange ich meinen Glauben habe!«

»Hast du den denn noch?« fragte Wahadin grinsend.

»Ja!« plärrte Colfax aus vollem Halse. »Ja, den habe ich noch! Weiche, Satan! Weiche!«

»Das sind Sprüche, mit denen du auf mich keinen Eindruck machen kannst, Colfax!« höhnte der Diakon.

»Im Namen des Schöpfers von Himmel und Erde…«, keuchte Henry Colfax.

»Der Name des Schöpfers der Hölle zählt hier tausendmal mehr!« herrschte Wahadin den mit magischen Fesseln versehenen Mann an.

Colfax versuchte, sich loszustrampeln. An seinen Armen und Beinen war nichts zu sehen. Es war ihm dennoch nicht möglich, sich frei zu bewegen. Je mehr er sich gegen die unsichtbaren Fesseln stemmte, desto fester schnürten sie seine Gelenke zusammen.

»Du wirst mich nicht unterkriegen!« krächzte Colfax. Er war klatschnaß vom Angstschweiß.

»Ich habe dich schon untergekriegt!« erwiderte Wahadin triumphierend.

»Niemals!« heulte Colfax.

Der Diakon lachte schallend. »Versuch mal zu beten!«

»Du kannst mir meinen Glauben nicht entreißen. Das Gute in mir ist stärker als du. Es wird dir widerstehen, Satan! Es wird über dich triumphieren!«

»Du sollst beten!« schnauzte Wahadin den Australier an. Er spielte seine ganze Macht über diesen bedauernswerten Menschen aus. Colfax war verloren. Er wollte sich das nur noch nicht eingestehen.

»Bete!« bellte der Diakon aggressiv.
Henry Colfax wollte es tun. Gehetzt suchte er nach Worten. In seinem Kopf ging es drunter und drüber. Wahadin verwirrte ihn, zeigte ihm, daß er in diesem schwarzen Tempel kein Gebet verrichten konnte.
Colfax war entsetzt.
Er konnte das nicht verstehen.
Er, der alle Gebete der Kirche sogar rückwärts aufsagen konnte, wußte mit einemmal nicht mehr, wie man betete.
»Vater…«, begann er stockend. Aber mehr fiel ihm nicht ein. »Vater…«, begann er wieder. Sein Geist bäumte sich wild und verzweifelt gegen die Kraft des Bösen auf, die kein Gespräch mit Gott zuließ.
»Ja! Ja!« schrie Wahadin vergnügt.
»Ja. Vater! Welchen Vater meinst du, he? Deinen eigenen?«
Colfax brüllte schmerzlich auf. »Laß meine Eltern aus dem Spiel! Ich will nicht, daß du so über sie redest!« schrie Colfax, und seine Stimme überschlug sich dabei.
»Aber warum denn?« höhnte Wahadin. »Warum willst du das nicht?«
»Niemand darf meine Eltern in den Dreck ziehen! Das dulde ich nicht!«
»So. Duldest du nicht!«
»Nein! Nein! Nein!«
»Dann verhindere es!« knurrte der Diakon des Teufels spöttisch. »Na los doch! Tu etwas dagegen, Colfax. Und wie willst du ungesehen machen, daß ich so über deine miesen Eltern rede, he?«
Colfax schluchzte. Er war toll vor Wut. Er wollte sich die Ohren zuhalten, um sich die Gemeinheiten dieses Kerls nicht mehr anhören zu müssen, aber er konnte die Arme nicht heben. Er war gezwungen, all den schrecklichen Spott über sich ergehen zu lassen.
Als es ihm zu viel wurde, fing er zu brüllen an. Er wollte Wahadin überschreien, um so nicht mehr zu hören, was er sagte.
Doch der Diakon überschrie seine Stimme mit Leichtigkeit und setzte seine widerwärtigen Beleidigungen fort.
Weinend schrie Colfax: »Hör auf damit! Hör bitte endlich auf damit! Ich kann nicht mehr! Ich bin am Ende!«
Wahadin lachte gehässig. »Und wo sind die, die dir beistehen sollten, Henry Colfax? Es gibt sie nicht. Du hast dein Leben lang zu jemandem gebetet, den es nicht gibt und nie gegeben hat. Nur der Teufel existiert wahrhaftig. Du siehst in mir seinen würdigen Vertreter, und du kannst dich glücklich preisen, daß meine Wahl auf dich gefallen ist. Ich werde aus dir einen gemeinen, grausamen Dämon machen – und du wirst fortan dem Satan dienen und deine Gebete an ihn richten!«
»Niemals! Das werde ich niemals tun!«
»Ich halte jede Wette dagegen!« schnarrte Wahadin. Sein gläserner

Arm hob sich. Grelle Flämmchen tanzten auf der Klinge des Zeremoniendolchs. »Ich werde das Gute aus deinem Körper vertreiben und das Böse in dein Herz pflanzen. Du wirst durch diesen Dolch sterben. Aber du wirst nicht tot sein. Ein neues Leben wird dich beseelen. Ein Leben, das ausschließlich der Hölle geweiht sein wird!«

Der gläserne Arm sauste herab.

»Herr!« brüllte Henry Colfax bestürzt. »Herr, steh mir bei!«

Aber seiner Stimme war es nicht möglich, den Tempel zu verlassen, dafür hatte Wahadin gesorgt. Der letzte Hilfeschrei des Australiers blieb ungehört, so, als wäre er niemals ausgestoßen worden.

Tief senkte sich die Klinge des Dolchs in die Brust des Opfers.

Henry Colfax regte sich nicht mehr. Die magischen Fesseln fielen von ihm ab. Er brauchte nicht mehr auf den Felsen niedergehalten zu werden. Colfax' Augen flatterten. Er atmete nicht mehr. Sein Herz, durchbohrt von der Klinge des Zeremoniendolchs, schlug nicht mehr. Und doch konnte er nach wie vor sehen, was geschah.

Seine Angst war verflogen.

Er konnte plötzlich wieder glasklar denken.

Er sah in Wahadin keine Bedrohung mehr. Der Diakon des Teufels war für ihn kein Feind mehr, sondern war ein Mann, zu dem er sich hingezogen fühlte, den er achtete.

Todesfurcht, Entsetzen, Grauen – es gab sie nicht mehr für Henry Colfax. Er fühlte sich gut, wußte, daß er in diesem Moment zu einem vollwertigen Mitglied dieser gefährlichen Teufelsgemeinschaft wurde. Das machte ihm aber nichts aus. Im Gegenteil. Er begrüßte es sogar.

Was Colfax sah, vermochte ihn nicht zu erschrecken.

Sein Blut schien vom Dolcharm des Diakons aufgesogen zu werden. Er erkannte, wie sein roter Lebenssaft durch den gläsernen Körper des Diakons pulsierte. Im Austausch dafür fühlte er eine Flüssigkeit in seine Adern einströmen, die heiß und schwer wie glühende Lava war. Sie erfüllte ihn mit einer Kraft, über die er in seinem früheren Leben niemals verfügt hatte.

Wahadin übergab Tari den Zeremonialdolch. »Bewahre ihn gut für mich auf«, trug er der Hexe auf. »ich werde ihn bald wieder brauchen.«

Tari reinigte die Klinge und brachte den Dolch des Bösen an seinen Platz zurück. Wahadin befahl dem Dämon Colfax aufzustehen.

Der Australier erhob sich mit einem heimtückischen Funkeln in den Augen. Er lachte böse.

»Seht mich an!« rief er den Getreuen der Hexe zu. »Seht, was aus mir geworden ist!« Eine grauenerregende Metamorphose setzte ein. Henry Colfax verwandelte sich in ein drachenähnliches Wesen mit glühenden Augen, scharfen Zähnen und tödlichen Krallen. »Ich bin einer von euch! Ich bin sogar mehr als ihr! Und Wahadin, der Diakon des

Teufels, hat mich zu dem gemacht, was ich geworden bin. Ich werde mich dieser Ehre würdig erweisen, solange ich lebe.«

***

Es gab eine große Aufregung im Hotel, die vor allem Katherin Colfax immer wieder aufs neue mit hysterischen Anfällen hochpeitschte. Natürlich wäre es der Hoteldirektion am liebsten gewesen, wenn die ganze Geschichte totgeschwiegen worden wäre. Bei diesem großen Aufsehen war das nicht mehr möglich.

Zu viele Leute hatten die Schreie vernommen.

Zu viele Hotelgäste wußten bereits, daß Henry Colfax, dieser freundliche, nette Mann aus Australien, spurlos verschwunden war. Entführt! Und jetzt kam der Wahnsinn: Von einem Mann, dessen Körper aus Glas gewesen sein sollte. Natürlich nahmen die Leute an, daß es sich hierbei nur um eine Sinnestäuschung handelte. Doch das konnte nicht an der Tatsache rütteln, daß der Australier spurlos aus dem Hotel verschwunden war.

Somit war es unumgänglich, die Polizei einzuschalten.

Niemand durfte das Gebäude verlassen.

Alle Hotelgäste wurden ersucht, sich entweder auf ihren Zimmern oder in der Hotelhalle aufzuhalten.

Einer der Gäste, ein Arzt, gab Katherin Colfax eine Beruhigungsspritze. Sie saß in der Halle in einem Sessel und starrte Löcher in den Boden nach der Behandlung.

Wade C. Davis ballte zornig die Fäuste. »Teufel noch mal, dazu wäre es nicht gekommen, wenn wir Wahadin nicht aus der Versenkung geholt hätten.«

John Sinclair, dessen Gesicht vom Kampf mit dem Unsichtbaren einige Schwellungen, davongetragen hatte, legte dem Meeresforscher die Hand auf die Schulter. »Wenn es auch so aussieht, Mr. Davis. Sie und Ihre Männer können nichts für das, was geschehen ist.«

Davis schluckte trocken. »Es fällt mir verdammt schwer, daran zu glauben, Mr. Sinclair.«

»Das kann ich verstehen.«

»Sie sagten, Sie würden Wahadins Spur aufnehmen, sobald er zum erstenmal zugeschlagen hat. Nun, er hat's getan… Ich will Ihnen bei Gott nicht Ihre außergewöhnlichen Fähigkeiten absprechen, Sinclair. Aber haben Sie sich die Sache nicht doch ein bißchen zu leicht vorgestellt?«

»Ich bin kein Supermann, Mr. Davis. Dennoch traue ich mir zu, den Diakon des Teufels zur Strecke zu bringen.« John knirschte mit den Zähnen. »Ich muß es schaffen, sonst wird in Kürze aus Java eine gefährliche Höllenkolonie entstehen. Viele andere Inseln würden ebenfalls in den Teufelsstrudel hinabgerissen.«

Es gab stundenlange Verhöre. Niemand konnte bestätigen, was Katherin Colfax der Polizei erzählt hatte. Wade C. Davis, Marty Maddock, Jane Collins und John Sinclair beschlossen, kein Wort über den unheimlichen Diakon zu verlieren. Die Polizeibeamten hätten mit dieser haarsträubenden Geschichte ohnedies nichts anfangen können. Sie hätten doch nur erklärt, für Verbrechen dieser Art nicht zuständig zu sein.

John Sinclair fiel auf, daß vom Hotelpersonal alle anwesend waren. Nur Tari, jenes rätselhafte Mädchen, das ihm buchstäblich in den Weg gesprungen war, um ihn aufzuhalten, war nicht da.

Er beobachtete seinen fleckigen Anzug, der inzwischen getrocknet war.

Wer war diese verführerische Javanerin wirklich? Was verbarg sich hinter ihrem hübschen Gesicht? Welches Geheimnis trug sie in ihrem Herzen?

Eine Stunde nach Mitternacht verabschiedeten sich die Polizeibeamten. Die ersten Hotelgäste begaben sich müde auf ihre Zimmer.

Wade C. Davis reichte John Sinclair zum Abschied die Hand. »Einem scheußlichen Tag folgte ein scheußlicher Abend. Leider. Ich würde die letzten vierundzwanzig Stunden gern aus meinem Leben streichen.«

»Es wäre herrlich, wenn das möglich wäre«, sagte Marty Maddock.

»Sie kehren jetzt auf Ihr Schiff zurück?« fragte John.

»Ja«, erwiderte Davis. »Und ich werde schlafen, um das alles zu vergessen. Aber ich fürchte, es wird mir nicht gelingen.«

Nachdem sie gegangen waren, sagte Jane Collins bedauernd: »Diese Männer tun mir schrecklich leid, John. Eine schwere Last ruht auf ihrem Gewissen.«

John Sinclair seufzte. »Ich habe versucht, sie von ihnen zu nehmen, aber es war mir nicht möglich.«

»Sie werden erst wieder aufatmen können, wenn der Diakon des Teufels vernichtet ist.«

»Ich wollte«, knurrte John mit zuckenden Wangenmuskeln, »ich wollte, das wäre bereits geschehen.« Er legte seinen Arm um Janes Schultern. »Wir hatten zwei herrliche Wochen. Aber nun… Komm, wir wollen nach oben gehen.«

»Hast du schon eine Idee, wie du Wahadin bekämpfen wirst?«

»Leider nein. Ich muß das Ganze erst mal überschlafen. Vielleicht kommt mir morgen der zündende Gedanke.«

Sie waren auf dem Weg zu den Fahrstühlen, als die Aufregung von neuem losging.

Wiederum war es Katherin, die schreiend den Korridor entlangrannte. Mit schriller Stimme informierte sie auch jene, die bereits am Einschlafen waren: »Er ist wieder da! Henry ist wieder da!

Mein Mann ist zurückgekehrt! Er ist unverletzt! Oh, dem Himmel sei Dank!«

Jane Collins und John Sinclair blickten einander verblüfft an.

»Was hältst du davon?« fragte Jane mit großen Augen.

Der Geisterjäger zuckte die Achseln. »Ich muß den Mann erst mal sehen, um mir ein Bild machen zu können.« John steuerte auf die Treppe zu. Da fiel ihm ein Mädchen auf, das die Hotelhalle durchquerte.

Es war Tari!

Und ihre Miene erweckte den Eindruck, als wäre alles in bester Ordnung.

Sie verschwand hinter einer Säule. John kümmerte sich nicht weiter um sie, sondern lief die Stufen hoch, um sich Henry Colfax anzusehen. Der war plötzlich wieder aus der Versenkung aufgetaucht.

Jane lief mit ihm.

Gedränge vor der Tür des Ehepaares Colfax.

In vielen Sprachen wurde Henry Colfax gefragt, wo er gewesen war. Man gab ihm zu verstehen, daß man sich Sorgen um ihn gemacht hatte. Die Leute sagten ihm, wie froh sie seien, daß er nun wieder hier wäre.

Colfax lächelte. »Ich danke Ihnen für Ihre rege Anteilnahme. Es ist schön für einen Menschen, auf diese Weise zu erfahren, wie beliebt er ist.«

Katherin stand hinter ihm.

Sie strahlte vor Glück und schlang ihre Arme um seine Mitte.

»Endlich wieder daheim, Mr. Colfax«, sagte John Sinclair lächelnd.

Der Australier versuchte, ihn und Jane vor der Tür abzuwimmeln. John aber war hartnäckig und schaffte es, in Colfax' Zimmer zu kommen. Jane nahm er natürlich mit. Er schloß die Tür hinter sich. Kurz nachdem er den Schlüssel im Schloß herumgedreht hatte, klopften die Hotelgäste mit ihren Fäusten empört an das Holz. Auch sie wollten mit Henry Colfax reden, dessen Verschwinden für soviel Aufregung gesorgt hatte.

Es dauerte fünfzehn Minuten.

Dann zog auch der ausdauerndste Hotelgast ab.

»Ich bin ja so froh, daß er wieder hier ist«, sagte Katherin und schmiegte sich selig an ihren Mann.

Er ließ es geschehen, aber es schien ihm nicht angenehm zu sein, stellte John Sinclair fest.

John hatte überhaupt den Eindruck, daß Henry Colfax sich verändert hatte. Da war etwas in seinem Wesen, das plötzlich anders geworden war. Colfax besaß nicht mehr diese nette, gewinnende Art. Sein Herz war nicht mehr aufgeschlossen. Er schien ständig auf der Hut zu sein, war irgendwie abweisend und gleichzeitig lauernd, als warte er

ständig auf eine Gelegenheit, seinen Mitmenschen eins auswischen zu können.

John glaubte nicht, daß er sich irrte. »Wie kam er zurück?« fragte Jane Collins Katherin.

»Er kam zur Tür herein«, lachte die junge Frau. »Kam herein, als wäre er nur mal schnell weggewesen, um Zigaretten zu holen.«

Das erschien John Sinclair eigenartig. »Ihr Verschwinden hat uns allen einen mächtigen Schrecken eingejagt, Mr. Colfax«, sagte der Geisterjäger schmunzelnd.

»Das tut mir leid«, erwiderte der Australier. Er sah kränklich aus. Ziemlich blaß. Aber er schien sich wohl zu fühlen, und er wirkte kräftig und vital. Welch ein Widerspruch zu seinem Äußeren.

»Sagen Sie mal, wo haben Sie gesteckt, Mr. Colfax?« erkundigte sich Jane Collins.

Der Australier schaute sie abwesend an. »Ich fürchte, Sie werden es mir nicht glauben, Miss Collins.«

»Versuchen Sie's.«

»Ich… ich kann mich nicht erinnern.«

»Heißt das, Sie können sich an überhaupt nichts mehr erinnern?« fragte Jane erstaunt.

»So ist es leider.«

Jane nahm Colfax bei der Hand. Die Hand war kalt, aber das Mädchen maß dem keine Bedeutung bei. Sie führte Colfax zum Bad und zeigte ihm die Trümmer. »Fällt Ihnen bei diesem Anblick nichts ein?«

Henry Colfax sah sie verwirrt an. »Habe ich das alles kaputtgeschlagen? Ich werde den Schaden gleich morgen früh ersetzen.«

John trat neben den Mann. »Sie haben da drinnen mit jemandem gekämpft, Mr. Colfax. Erinnern Sie sich nicht?«

Der Australier schüttelte langsam den Kopf. »Es tut mir leid, Mr. Sinclair.«

»Sie wurden entführt«, sagte der Geisterjäger eindringlich. »Sagt Ihnen der Name Wahadin etwas?«

Wieder schüttelte Colfax den Kopf. »Nie gehört.«

»Er ist der Diakon des Teufels. Er hat Sie entführt. Bitte versuchen Sie, sich zu erinnern, wohin er Sie gebracht hat. Jede Einzelheit kann von größter Wichtigkeit sein. Was geschah mit Ihnen während Ihrer Abwesenheit? Wie war es Ihnen möglich, hierher zurückzukommen?«

Henry Colfax lächelte verlegen. »So viele Fragen, Mr. Sinclair. Und ich bin nicht in der Lage, auch nur auf eine einzige zu antworten. In dem Moment, als ich das Bad betrat, gab es in meinem Kopf einen Blackout. Und ich fing erst wieder zu denken an, als ich durch diese Tür ins Zimmer kam und mir Katherin weinend an den Hals flog.«

Katherin schob sich zwischen ihren Mann und John. »Ich glaube, das reicht, Mr. Sinclair, Henry sollte jetzt zu Bett gehen.«

»Wenn Sie möchten«, machte Colfax ein Angebot, »können wir morgen noch mal darüber reden, Mr. Sinclair.«

»Hm«, machte John, denn er ahnte, daß ihn auch ein zweites Gespräch nicht weiterbringen würde. Dieser Mann wollte sich nicht erinnern, und seine gespielte Hilfsbereitschaft erschien John nicht mehr zu sein als eine geschickte Tarnung. Er wünschte dem Ehepaar eine gute Nacht und verließ mit Jane das Zimmer.

Eine Stunde war seither vergangen.

John lag auf dem Rücken. Er hatte die Hände unter den Kopf geschoben und blickte zur weißen Decke, die in der Dunkelheit grau wirkte. Als er schwer seufzte, richtete sich neben ihm Jane auf.

»Du schläfst noch nicht?« fragte sie flüsternd.

»Du auch nicht?« fragte er zurück.

»Mir gehen so viele Dinge durch den Kopf.«

»Mir auch«, sagte John leise.

»Ich kann nicht abschalten.«

»Ich auch nicht«, gestand John Sinclair. »Ich werde den Eindruck nicht los, daß Henry Colfax uns eine Komödie vorspielt. Kam er dir nicht auch verändert vor?«

»Doch. Irgendwie schon. Aber ich führte das auf das schreckliche Erlebnis zurück, daß er gehabt hatte.«

»Wenn er sich nicht daran erinnert, kann es ihn doch nicht belasten«, meinte John.

»Es könnte sich in seinem Unterbewußtsein manifestiert haben. Du hast doch neben Jura auch Psychologie studiert. Findest du nicht auch, daß so etwas denkbar wäre?«

»Mag sein. Aber nicht bei Henry Colfax«, brummte John. »Dieser Mann versucht, etwas vor uns zu verbergen, das sagt mir mein Gefühl.«

»Was wirst du tun?«

»Erst mal werde ich mir Tari vorknöpfen.«

»Dieses hübsche Mädchen?«

»Ja. Irgend etwas stimmt auch mit der nicht. Ich habe den Eindruck, sie steckt mit Wahadin, vielleicht auch mit Henry Colfax, unter einer Decke. Diesem Verdacht muß ich unbedingt nachgehen. Wahadin muß schnellstens wieder in der Versenkung verschwinden. Diesmal aber nicht nur für zweihundert Jahre, sondern für immer.«

Ein schwieriges Unternehmen. John wußte es, denn er mußte mit leeren Händen in diesen gefährlichen Kampf gehen.

Gleich am nächsten Morgen glättete Henry Colfax mit viel Geschick und schönen Worten alle Wogen. Er bezahlte den Schaden, den er im Bad angerichtet hatte. Die Handwerker des Hauses brachten alles

innerhalb von zwei Stunden in Ordnung. Colfax entschuldigte sich bei den Gästen wegen der großen Aufregung, die es seinetwegen gegeben hatte. Er versprach, daß so etwas nicht noch einmal vorkommen würde. Er versuchte, die Dinge zu bagatellisieren und zu verschleiern. Er redete davon, daß er vermutlich geistig irgendwie durchgedreht hatte und daß es ihm deshalb nicht mehr möglich war, sich an den genauen Hergang der Ereignisse zu erinnern. Es gelang ihm mit Engelszungen, sämtliche Zweifel zu zerstreuen. Jedem, der es hören wollte, erzählte er, daß er sich gleich nach dem Urlaub in psychiatrische Behandlung begeben wolle.

Nur John Sinclair ging er an diesem Morgen aus dem Weg.

Seit Wahadin ihn zum Dämon gemacht hatte, wußte er genau über den Geisterjäger Bescheid.

Ihm waren die vielen Erfolge bekannt, die John Sinclair im Kampf gegen Geister und Dämonen errungen hatte. Er wußte, daß Sinclairs Aufklärungsquote bei Fällen, in denen übersinnliche Kräfte im Spiel waren, bei hundert Prozent lag.

Dieser Mann war brandgefährlich.

Deshalb konnte Henry Colfax nicht verstehen, wieso Sinclair draußen auf der Java-See von jener riesigen Schildkröte nicht augenblicklich vernichtet worden war. Da hatte die Hölle eine günstige Gelegenheit versäumt.

Colfax dachte gründlich darüber nach, wie er es anstellen sollte, John Sinclair effektvoll ein Bein zu stellen. Der Dämon träumte von einer Möglichkeit, den Geisterjäger zu vernichten.

Eine solche Großtat würde ihn im Dämonenreich sehr schnell Karriere machen lassen, denn damit würde ihm ein Wurf gelingen, den vor ihm noch niemand geschafft hatte. Voll böser Gedanken kehrte er in sein Zimmer zurück.

Katherin lächelte ihm zu, als er eintrat.

Diese Närrin. Sie hatte keine Ahnung, mit wem sie nun verheiratet war. Sie war glücklich, ihren Mann wiederzuhaben. Dabei wußte sie nicht, daß seit der vergangenen Nacht der Teufel in seinem Leib steckte, daß sein ganzes Sinnen und Tun nur noch darauf ausgerichtet war, seinen Mitmenschen Schaden und Leid zuzufügen.

Ahnungsloses Schaf! dachte Colfax verächtlich.

»Wie fühlst du dich heute«, erkundigte er sich, ohne daß es ihn wirklich interessierte. Je schlechter es Katherin ging, desto lieber war ihm das.

»Ich bin wieder okay. Und du?«

»Mir geht es prächtig. Ich könnte Bäume ausreißen.«

»Kannst du dich immer noch nicht erinnern, wo du…?«

Henry Colfax winkte ärgerlich ab. »Wir wollen es vergessen, Katherin.«

»Aber es wäre wichtig, daß du…«

»Ich sagte, wir wollen es vergessen!« herrschte der Australier seine Frau an. Sein Ton war so scharf, daß Katherin unwillkürlich zusammenzuckte. Seit sie mit Henry verheiratet war, hatte er noch nie so mit ihr gesprochen. Sie verstummte erschrocken, senkte verwirrt den Blick.

Nach einer Weile fragte sie zaghaft: »Möchtest du heute wieder eine Rundfahrt machen, Henry?«

»Wir beschlossen doch gestern, heute eine Pause einzulegen.«

»Nun, wenn du fahren möchtest… Ich wäre bereit mitzukommen.«

Colfax zog die Mundwinkel nach unten. »Ich mag nicht. Hab' keine Lust.«

Katherin schaute ihn erstaunt an.

»Du warst doch sonst immer mit großem Eifer bei der Sache.«

»Jetzt bin ich es eben nicht mehr.«

»Du hast immerzu von dem guten Werk geschwärmt, das du damit tust. Erst gestern hast du…«

Colfax blickte seine Frau zornig an.

»Ich will davon nichts mehr hören, Katherin. Hast du mich verstanden?«

»Aber…«

»Hast du mich verstanden?«

»Ja, Henry, aber…«

»Verdammt noch mal, ich habe lange genug den Idioten gespielt. Jetzt reicht es mir bis hierhin.« Colfax wies auf seine Kehle. »Ich habe ein für allemal genug davon, mich selbst noch weiter für wohltätige Zwecke auszubeuten. Ich war lange genug dumm und habe nicht die geringste Summe von den großen Einnahmen für uns behalten. Ich habe sogar noch Geld aus meiner eigenen Tasche zugelegt. Das hört ab sofort auf. Das wird von nun an alles anders. Ich bin nicht mehr gewillt, die Kuh zu spielen, die jeder krätzige Bettler melken darf. Ab heute werde ich zuerst an mich, erst viel später an alle anderen denken. Zum Teufel mit der dämlichen Gutmütigkeit. Hinter deinem Rücken lachen dich die Leute ja doch nur aus und sagen: ›Seht euch doch diesen Narren an. Er arbeitet für uns. Wir brauchen nichts weiter zu tun, als faul zu sein, ihm schön um den Bart zu streichen und die Hand aufzuhalten. Und der blöde Hund gibt uns all sein Geld, weil er ja so schrecklich gern vor Edelmut trieft‹.«

Katherin blickte Henry fassungslos an.

Sie hatte einen fremden Mann vor sich.

Das war nicht ihr Henry Colfax, den sie seiner guten Seele wegen geheiratet hatte. Das war nicht der barmherzige Mann, an dessen Seite sie zehn Jahre verbracht hatte. Glückliche Jahre, in Eintracht und Gottergebenheit.

»Henry«, stieß sie verwirrt hervor. »Ich… ich glaube, ich erkenne dich nicht wieder!«

Colfax grinste spöttisch. »Aber wieso denn nicht? Ich bin immer noch dein Henry.«

»Du bist ein anderer.«

»Mir ist in der vergangenen Nacht ein Licht aufgegangen.«

»Henry, du hast dich sehr zu deinem Nachteil verändert…« Colfax lachte knurrend.

»Finde ich gar nicht.« Er wies auf ihre Bluse. »Los, Katherin. Zieh dich aus!«

Katherin Colfax starrte ihren Mann entgeistert an. »Henry, es ist heller Vormittag!«

»Na wenn schon!«

Seit zehn Jahren waren sie verheiratet, aber Henry Colfax hatte seine Frau noch niemals nackt gesehen. Sie hatten sich zwar einmal wöchentlich umarmt, um die Ehe auch fleischlich zu vollziehen, aber das war immer nur nachts geschehen. Nie erhellte dann eine Lampe den Raum.

Was Henry nun von ihr verlangte, empfand Katherin als eine beschämende Zumutung. »Wird's bald?« fauchte Henry Colfax seine Frau ungeduldig an.

»Henry, ich bitte dich…«

Er lachte. »Du brauchst mich nicht darum zu bitten. Es wird mir ein Vergnügen sein, Katherin!«

»Ich meine… Du weißt, wie ich für dich empfinde… Ich bin deine Frau, und ich bin nicht abgeneigt… Aber ich finde, daß jetzt nicht der richtige Zeitpunkt dafür ist… Wir sind schließlich keine Tiere, Henry.«

»Vielleicht doch!« erwiderte Henry Colfax kichernd. »Zieh dich endlich aus, Katherin. Ich habe ein Recht, das von dir zu verlangen! Ich bin dein Mann! Und ich will, daß du deinen ehelichen Pflichten nachkommst!«

Erschüttert und mit zitternden Fingern begann Katherin, ihre hochgeschlossene Bluse zu öffnen. Sie hatte das Gefühl, sich vor einem Fremden auszuziehen. Wer war dieser Mann? Das konnte unmöglich Henry sein. Er hätte sie niemals auf diese furchtbare Weise erniedrigt.

Henry Colfax leckte sich mit unverhohlener Gier über die Lippen. »Schneller! Schneller, Katherin!« verlangte er.

Die junge Frau zog sich benommen aus. Ihr kam alles so vor, als würde sie es in tiefer Trance erleben. Wirklichkeit konnte das doch unmöglich sein.

Als sie nur noch BH und Höschen trug, weigerte sie sich weiterzumachen. Sie schämte sich entsetzlich. Sie flehte Henry an, er möge diese furchtbare Sache nicht noch weitertreiben; doch ihr Mann blieb hart. Er riß ihr auch noch die restlichen Kleidungsstücke vom

Leib und warf sie aufs Bett.

***

Tari. John Sinclair hatte noch nicht vergessen, was er sich vorgenommen hatte. Er erinnerte sich an seine Vermutung, daß sich hinter ihrem freundlichen Wesen blanker Hass versteckte. Sie war nach Henry Colfax' Verschwinden nicht mehr im Hotel gewesen. Sie war hier erst wieder aufgetaucht, als der Australier zurückgekehrt war. Bloßer Zufall? John Sinclair wagte das zu bezweifeln.

John begab sich zum Hotelmanager.

Er stellte dem kleinen, ernsten Mann viele Fragen, die sich alle mit Tari befaßten. Doch die Ausbeute war gering. Der Manager kannte das junge, hübsche Mädchen kaum.

»Eines der Mädchen wurde über Nacht krank«, erklärte der Manager achselzuckend. »Wir brauchten schnellstens Ersatz, und da bot uns Tari ihre Dienste an. Eine glückliche Fügung des Schicksals. Wir stellten sie sofort ein.«

Eine glückliche Fügung des Schicksals? Wirklich? Oder hatte Tari bei der Erkrankung jenes Mädchens ein bißchen nachgeholfen?

»Ist irgend etwas nicht in Ordnung, Mr. Sinclair?« erkundigte sich der Hotelmanager besorgt. Ihm reichte das, was sich in der vergangenen Nacht abgespielt hatte. »Sind Sie mit Tari nicht zufrieden?«

John beruhigte den Mann mit den Worten: »Es ist alles bestens. Ich interessiere mich nur deshalb für Tari, weil ich davon überzeugt bin, daß sie eine Zwillingsschwester hat. Dieser Zwillingsschwester bin ich vor einem halben Jahr auf den Philippinen begegnet. Würden Sie mir bitte sagen, wo sich Tari im Augenblick aufhält?«

»Ich nehme an, sie befindet sich in ihrem Zimmer.«

»Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen, wenn ich sie dort aufsuche.«

Der Manager lächelte freundlich. »Aber ich bitte Sie, Mr. Sinclair. Man sieht Ihnen doch an, daß Sie ein Ehrenmann sind.«

»Vielen Dank.«

Der Manager sagte John, wo sich Taris Zimmer befand, und John machte sich auf den Weg dorthin. Erdgeschoß. Gleich hinter der Küche. Der Geisterjäger blieb vor der Tür kurz stehen. Er lauschte. Ein klapperndes Geräusch verriet ihm, daß Tari da war.

Er griff nach dem Verschluß seiner Halskette und nahm das silberne Kreuz ab, das ihm in der vergangenen Nacht das Leben gerettet hatte.

Mal sehen, wie Tari darauf reagiert, dachte John.

Er klopfte, wartete nicht, bis ihn das Mädchen herein bat, sondern öffnete die Tür und trat einfach ein.

Sie saß vor einem großen Wandspiegel und kämmte ihr lackschwarzes Haar. Als die Tür zur Seite schwang, drehte sie sich mit einer geschmeidigen Bewegung um. Die Hand, die den Plastikkamm

hielt, sank langsam nach unten.

»Hallo«, sagte John Sinclair mit einem unergründlichen Lächeln. Er gab der Tür mit dem Fuß einen Schubs. Sie fiel hinter ihm ins Schloß. Das silberne Kruzifix versteckte er noch hinter seinem Rücken. »Ich wünsche einen schönen guten Tag, Tari.«

Sie sah ihn seltsam an. So, als hätte sie seid langem auf diesen Augenblick gewartet.

»Endlich«, sagten ihm ihre Augen. »Endlich bin ich mit dir allein.« Aber ihr rätselhafter Blick drückte auch noch etwas anderes aus. Etwas, das John sofort wieder warnte.

Dieses Mädchen war gefährlich, das spürte John mit jeder Faser seines Körpers.

Sie straffte sich, und ihr warmes Lächeln versuchte, ihn zu täuschen, aber er fiel darauf nicht herein. Der Geisterjäger war auf der Hut.

»Mr. Sinclair«, sagte sie mit vibrierender Stimme. »Wie darf ich Ihren Besuch in meinem Zimmer deuten?«

»Ich muß mit Ihnen über ein paar ernste Dinge reden, Tari«, sagte John mit gedämpfter Stimme.

»Oh, so feierlich? Bitte, treten Sie doch näher. Darf ich sagen, daß mir kein anderer Mann so willkommen ist wie Sie?«

John ließ sich von ihr nicht einwickeln, denn darauf legte sie es offensichtlich an. Sie legte ein Bein über das andere. Ihr blutrotes Kleid rutschte ihr an den vollen Schenkeln, weit nach oben. Bei diesem Anblick konnte ein Mann sehr leicht den Kopf verlieren. Auch John war nicht aus Stein. Unter normalen Umständen wäre es ihm bestimmt schwergefallen, kühles Blut zu bewahren, doch Tari machte den Fehler, sich zu sehr zu offerieren. Das stellte bei John einige zusätzliche Sicherheitssperren auf.

»Ich bin wegen der Geschehnisse von gestern nacht hier«, sagte er ernst.

»Wegen Ihres Anzugs. Ich hätte ihn beinahe vergessen. Mein Angebot gilt natürlich noch. Ich werde ihn reinigen. So ungeschickt bin ich normalerweise nicht. Kann es sein, daß Sie mich dermaßen verwirrt haben, John?«

Hoppla! dachte der Geisterjäger. Jetzt fährt sie mit ihren stärksten Geschützen auf. Tari erhob sich. Geschmeidig wie eine Katze kam sie auf ihn zu.

»Ich mag Sie, John«, flüsterte sie. »Sie sind ein Mann, dem ich nichts abschlagen könnte. Verzeihen Sie mir meine Offenheit, aber in einer Woche reisen Sie wieder ab. Wenn wir bis dahin unsere Chance nicht genutzt haben, kommt sie vermutlich nicht mehr wieder. Das würde uns beiden sehr leid tun, nehme ich an.«

Sie blieb dicht vor ihm stehen.

Der Duft, der ihm aus ihrem vollen schwarzen Haar entgegenströmte,

war betörend. John blieb standhaft. Er spürte mit wachsender Deutlichkeit, daß ihm dieses Mädchen nur ein gekonntes, raffiniertes Theater vorspielte.

Sie führte etwas im Schilde.

Ihre Feindseligkeit ihm gegenüber konnte er unterschwellig spüren.

»Ich bin nicht wegen meines Anzugs hier, Tari«, sagte John fest.

Tari nickte. »Ich weiß. Das war nur ein Vorwand…«

»Nein. Ich wollte wissen, wo Sie waren, als Henry Colfax sich für eine Weile in Luft aufgelöst hatte.«

Taris Lachen klang gekünstelt. »Wo ich war? Ich war im Hotel.«

»Das waren Sie nicht, davon habe ich mich überzeugt. Sie tauchten erst wieder auf, als Colfax zurückkam. Wo waren Sie?«

Es blitzte ärgerlich in Taris dunklen Augen. »Sagen Sie, was ist das hier? Die Inquisition?«

John bleckte die Zähne. »Ein gutes Stichwort, Tari. Sind Sie vielleicht zufällig eine Hexe?«

Tari erschrak. »Sie sind wohl nicht ganz bei Trost!« stieß sie heiser hervor.

»Also doch!« knurrte John. Er verbarg das Silberkreuz nicht mehr länger vor dem Mädchen.

Er hielt das glitzernde Kruzifix vor Taris schreckgeweitete Augen. Sie stieß einen krächzenden Schrei aus und brachte sich mit einem erschrockenen Satz vor dem Kreuz in Sicherheit.

Jetzt war aus der Vermutung Gewißheit geworden!

***

Jane Collins öffnete die Tür. Katherin Colfax stand draußen. Sie hatte rotgeweinte Augen, war totenblaß und zitterte am ganzen Leib.

»Mrs. Colfax!« sagte Jane erschrocken. »Was ist denn schon wieder passiert?«

»Darf ich hereinkommen?«

»Aber natürlich.« Jane trat zur Seite.

»Ist Mr. Sinclair da? Ich muß dringend mit ihm über meinen Mann sprechen.«

»John… Mr. Sinclair… ist im Moment nicht hier, aber er wird bald zurückkommen, Mrs. Colfax. Bitte, setzen Sie sich.«

Katherin ließ sich in einen der Sessel fallen. Sie starrte auf ihre zuckenden Hände. »Ich wollte, ich würde nicht mehr Colfax heißen«, sagte sie rauh.

»Was ist geschehen?« wollte Jane beunruhigt wissen.

Katherin fing wieder zu weinen an. »Ich wußte nicht, an wen ich mich wenden sollte, deshalb kam ich hier her. Sie und Mr. Sinclair waren immer so nett zu mir…«

»Wenn wir irgend etwas für Sie tun können, Mrs. Colfax…«

»Bitte, sagen Sie Katherin zu mir. Ich kann diesen Namen nicht mehr hören.«

»Was hat Ihr Mann getan?«

Katherin Colfax sah Jane mit tränenverhangenem Blick an. »Er… er ist nicht mehr mein Mann. Seit er weg war, hat er sich völlig verändert. Er ist ein ganz anderer Mensch geworden. Grausam, hartherzig, triebhaft…« Schluchzend berichtete die Australierin, was vorgefallen war. »Er… er benahm sich wie ein Tier. Er hat mich beschimpft. Unflätige, gotteslästerliche Worte kamen aus seinem Mund. Miss Collins, dieser Unhold ist nicht mein Mann. Er sieht nur aus wie Henry Colfax, aber er ist es nicht.«

Es klopfte.

Katherin unterbrach sich und blickte wie Jane zur Tür.

»Ja?« rief Jane.

Die Tür öffnete sich, und Henry Colfax trat ein.

»Ist Katherin da?« fragte er sanft und lächelte freundlich.

»Neiiin!« kreischte die junge Frau. Sie fuchtelte mit den Armen in der Luft herum. »Geh weg, du Scheusal! Laß mich in Ruhe! Ich komme nicht mehr zu dir zurück!«

Henry Colfax hob verwundert die Schultern. »Ich weiß nicht, was sie hat, Miss Collins.«

»Wissen Sie es wirklich nicht?« fragte Jane scharf.

»Aber nein. Was hat sie Ihnen denn erzählt?«

»Alles. Und ich fand es bei Gott widerwärtig.«

Colfax blickte seine Frau vorwurfsvoll an. »Katherin, wie kannst du mich bei fremden Leuten nur so schlecht machen?«

»Weg! Weg!« schrie Katherin außer sich vor Wut und Abscheu. »Komm nicht näher, sonst schreie ich um Hilfe!«

Colfax wandte sich an Jane. »Die Ärmste muß den Verstand verloren haben.«

»Ich bin nicht verrückt!« schrie Katherin zornig. »Ich weiß über dich Bescheid, Henry. Du hattest gestern nacht eine Begegnung mit dem Teufel – und nun steckt der Satan in dir!«

Der Australier lachte knurrend. »Nun, wenn du schon hinter mein Geheimnis gekommen bist, brauche ich mich ja nicht mehr länger vor dir zu verstellen!«

Schlagartig setzte die Metamorphose ein. Katherin und Jane erstarrten. Aus Colfax wurde ein zischender, fauchender Drache. Er riß sein schreckliches Maul auf und schleuderte Katherin einen stinkenden Pesthauch entgegen.

Die junge Frau verlor vor Entsetzen beinahe die Besinnung.

Sie war zu keiner Abwehr fähig. Als Henry Colfax sich auf sie stürzte, um sie zu töten, war sie nicht imstande, wenigstens einen Fluchtversuch zu wagen.

***

»John Sinclair!« fauchte die Hexe haßerfüllt. »Feind aller Dämonen! Sieger über eine Vielzahl von Abgesandten der Hölle! Diesmal ist das Schicksal gegen dich!«

Der Geisterjäger ließ das silberne Kruzifix an der Kette hin und her baumeln. Die nervöse Hexe preßte sich wütend gegen die Wand. Sie hatte das Kreuz zu fürchten.

Sein bloßer Anblick peinigte sie.

»Du steckst mit Wahadin, dem Diakon des Teufels, unter einer Decke!« klagte John das Mädchen an.

»Ja!« schrie Tari begeistert. »Ja, und ich bin stolz darauf! Ich war es, die es Wahadin möglich gemacht hat, nach Djakarta zurückzukehren. Dafür wird er mich mit der Unsterblichkeit der Dämonen belohnen, und ich werde ihn in all seinem Tun nach besten Kräften unterstützen! Wahadin wird dich töten, Sinclair! Du hast deine Waffen zu Hause gelassen, das war ein großer Fehler. Wahadin wird leichtes Spiel mit dir haben. Er hat bereits alles für deinen Untergang eingefädelt. Willst du sehen, welches Spiel unter seiner Regie abläuft? Wenn ja, dann schau in den Spiegel. Er wird dir zeigen, was Wahadin aufgeführt hat!«

Das Glas des Spiegels wurde trübe. John sah die vagen Umrisse von Gestalten.

Der Spiegel wurde zu einer Art Fernsehschirm, und John Sinclair konnte mit einemmal in Farbe eine haarsträubende Schreckensszene sehen.

Er erblickte Jane Collins.

In einem Sessel saß Katherin Colfax mit verweinten Augen. Vor ihr stand Henry Colfax, der sich in diesem Augenblick in ein abscheuliches Drachen-Monster verwandelte.

Die Schuppenbestie warf sich auf Katherin.

Einen Augenblick später sah John so viel Blut, daß es ihm den Magen umdrehte. Sein Herz krampfte sich zusammen. »Jane!« stieß er hart hervor.

Jane stand mit schockgeweiteten Augen da und sah zu, wie Colfax den Körper seiner Frau verwüstete. Als das Untier sich dann ihr zuwandte, hörte John sie einen schrillen Schrei ausstoßen, und dann jagte Jane auf die Tür zu. Der Drache sauste hinter ihr her. Seine messerscharfen Krallen verfehlten das verstörte Mädchen nur um wenige Zentimeter.

Tari lachte grell.

Johns Herz raste.

Die verfluchte Hexe machte sich ein höllisches Vergnügen daraus, ihm zu zeigen, in welch grauenvoller Gefahr sich Jane befand. Und er mußte vor diesem bildschirmähnlichen Spiegel stehen und tatenlos

zusehen, wie der Dämon Colfax, der soeben Katherin umgebracht hatte, nun hinter Jane herhetzte.

Das entsetzte Mädchen erreichte die Feuertreppe, hastete die Stufen hinunter.

»Sieh nur! Sieh!« schrie Tari begeistert. »Jane Collins tut unbewußt genau das, was Wahadin möchte. Colfax treibt ihm dein Mädchen direkt in die Arme, Sinclair!« Etwas strich John eiskalt über den Nacken.

Es passierte tatsächlich in der nächsten Sekunde.

Jane erreichte eine Tür. Sie riß sie auf. Und… da stand Wahadin, der Diakon des Teufels. Jane prallte gegen seinen gläsernen Körper. Er stieß ein knurrendes Lachen aus. Jane wollte um Hilfe schreien, doch da legte ihr Wahadin seine durchsichtige Hand auf den Mund und erstickte auf diese Weise ihren verzweifelten Schrei.

Die Bilderfolge verschwamm, und einige Lidschläge später konnte John im Spiegelrahmen nur mehr sein Ebenbild sehen. Sein Gesicht war grau geworden. Es wirkte so hart, als wäre es aus Granit gemeißelt. Er starrte sich mit brennenden Augen an. Sah so ein Mann aus, der seine erste bittere Niederlage einstecken mußte?

Seine Kehle war trocken.

Er wandte sich an Tari, die wie irr lachte.

»Sie ist jetzt in Wahadins Gewalt, Sinclair!«

»Wohin bringt er sie?« fragte John gepreßt. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn.

»In den schwarzen Tempel!« Tari sagte ihm bereitwillig, wo sich dieser Tempel befand.

»Was wird er da mit Jane machen?« wollte John wissen. Seine Stimme klang heiser.

»Dasselbe, was er mit Henry Colfax gemacht hat. Er wird ihr das Leben nehmen, und sie wird zur gefährlichen Dämonin werden.«

Tari lachte, daß John eine Gänsehaut über den Rücken lief. »Du wirst deine Jane bald wiederhaben, Sinclair. Aber dann wird sie nicht mehr jenes Mädchen sein, das du geliebt hast. Sie wird deine erbittertste Feindin sein, und sie wird dich töten, John Sinclair! Im Auftrag von Wahadin!«

Das war eine schreckliche kalte Dusche. John wußte, daß er jetzt keinen Fehler machen durfte, sonst war Jane unweigerlich verloren. Seiner Auffassung nach führte der Weg zu Wahadin nur über Tari. Er brauchte die Hexe als Faustpfand.

Kaum war ihm dieser Gedanke gekommen, da handelte er schon. Er schnellte sich vorwärts. Als die Hexe das Kruzifix auf sich zusausen sah, wollte sie mit einem wilden Aufschrei zur Seite springen, doch John war schneller bei ihr. Er packte sie an den Schultern und riß sie herum. Alles ging unglaublich rasch. John legte dem Mädchen die

Kette um den Hals und hakte sie hinten blitzartig zu.
Sobald das Kreuz die Haut des Mädchens berührte, heulte es fürchterlich auf. Das Silber brannte sich tief in sein Fleisch. Tari wollte es mit zitternden Fingern abmachen, doch es war ihr nicht möglich.
Sie wimmerte und schrie. Sie wand sich unter unsäglichen Qualen, und sie wurde alt. Uralt!
Ihre Haut verwelkte ungemein schnell. Ihr Haar wurde struppig. Die faltigen, ledernen Wangen fielen ein, sie hatte nur noch einen Zahn im Mund. Ihre Stimme wurde dünn und brüchig.
»Damit erreichst du gar nichts, John Sinclair!« fauchte die Hexe. »Wahadin wird mir meine Jugend zurückgeben, nachdem Jane Collins dich getötet hat!«
»Bring mich zu ihm!« verlangte John.
»Du Narr. Der Diakon ist dir überlegen! Was willst du gegen ihn ausrichten?«
»Ich werde Jane befreien!«
»Das gelingt dir nie! Wen Wahadin einmal in seiner Gewalt hat, den kann keiner mehr retten, Sinclair. Auch du nicht, Geisterjäger!«
»Es sei denn, ich töte ihn!« sagte John schneidend.
»Das schaffst du nicht!«
»Man hat Wahadin schon mal getötet!«
»Das war etwas anderes. Damals war er noch halb Mensch, halb Dämon. Heute jedoch gehört er ganz dem Schattenreich an.«
»Auch ein Dämon hat irgendwo seinen schwachen Punkt!«
»Das mag schon stimmen, aber den wirst du nicht herausfinden!«
»Du wirst ihn mir nennen!« sagte John scharf.
»Niemals!« schrie die Hexe.
John verstärkte die Wirkung des Kruzifix mit einem nur aus wenigen Worten bestehenden Gebet. Das warf die Hexe nieder. Sie wand sich wie eine Schlange auf dem Boden, zuckte krampfhaft, hatte Schaum vor dem Mund und flehte krächzend um Gnade. John beugte sich über die häßliche Alte.
»Du wirst mich zu Wahadin bringen!«
»Ja, ja!« röchelte die Hexe. »Ich tu' alles, was du von mir verlangst, Sinclair. Aber erspare mir diese wahnsinnigen Schmerzen!«
»Sag mir, wie ich Wahadin töten kann!« verlangte John hart.
»Mit dem Zeremoniendolch. Wenn es dir gelingt, ihm den Dolch in die gläserne Brust zu stoßen, ist er erledigt.«
John wollte wissen, wo sich der Dolch befand. Die Hexe sagte es ihm gurgelnd. Er schwächte die Wirkung des Kreuzes etwas ab, riß die knochige Alte auf die Beine und verließ mit ihr das Hotel.
Als sie den Dschungel erreichten, spürte John, daß sie verfolgt wurden. Er blickte sich immer wieder um, doch er konnte niemanden entdecken. Nach einiger Zeit kamen sie an einem dumpf glucksenden,

moderig riechenden Sumpf vorbei. Das Gefühl, verfolgt zu werden, verstärkte sich bei John. Und als er sich abermals umwandte, erblickte er Henry Colfax.

Der Australier kam grinsend auf ihn zu.

Er dachte, er könne John täuschen. Er konnte nicht wissen, daß John in Taris Spiegel die Metamorphose mitbekommen hatte. Colfax' Blick streifte kurz die Hexe und heftete sich dann auf den Geisterjäger.

»Wohin des Weges, Mr. Sinclair?« fragte er im unverfänglichen Plauderton. Dabei kam er schlendernd näher.

Doch John wußte, was ihm blühte, wenn er auch nur einen Sekundenbruchteil nicht auf der Hut war. Ganz kurz sah er noch einmal Katherins zerstörten Körper vor seinem geistigen Auge, und er antwortete schneidend: »Tari und ich gehen zu deinem Herrn und Meister!«

Es zuckte kurz in Colfax' Gesicht.

»Ich weiß über dich Bescheid, Dämon!« zischte John Sinclair den Australier an.

Daraufhin verwandelte sich Colfax innerhalb einer Sekunde zu jenem gefährlichen Schuppenmonster, das Katherin getötet und Jane Collins dem Diakon in die Arme getrieben hatte.

»Töte ihn, Colfax!« kreischte die alte Hexe hinter John. »Bring ihn um!«

Der Schuppendämon riß sein riesiges Maul auf und wuchtete sich nach vorn. John Sinclair reagierte in Gedankenschnelle. Er federte zurück, packte Tari bei den knöchernen Schultern und stieß sie dem fauchenden Scheusal entgegen.

Wie vom Katapult geschleudert flog Tari auf das Ungeheuer zu.

Sie prallte gegen seinen Körper, und ihr Kopf stieß tief in den glutroten Rachen hinein. Wie eine Wolfsfalle schnappten die Kiefer zu.

Das überlebte Tari nicht.

Etwas Glitzerndes fiel zu Boden. Johns Kruzifix. Er hechtete danach und kam in dem Moment wieder hoch, als Colfax den erschlafften Körper der Alten mit seinen Krallen unwillig zur Seite fegte.

Der Geisterjäger wich keinen Schritt vor dem Drachendämon zurück. Im Gegenteil. Er griff ihn an, denn nur wenn er Colfax vernichtete, konnte er seinen Weg zum schwarzen Tempel fortsetzen, Jane befreien und Wahadin töten.

Das blitzende Kreuz traf die schuppige Stirn des Scheusals. John brüllte dazu einen gewaltigen Bannspruch. Der Dämon wankte angeschlagen. John schlug sofort noch einmal zu.

Colfax wich zurück. Er stieß schaurige Laute aus. Er faßte sich mit seinen Krallen an die getroffenen Stellen. John setzte unverzüglich nach. Atemlos trieb er den Unhold vor sich her, bis Colfax' Schritte von einem schmatzenden Geräusch begleitet waren.

Colfax wich noch weiter zurück, und als er begriff, daß er in den Sumpf geraten war, gab es für ihn kein Entrinnen mehr. John sah den Dämon rasch versinken. Als der mörderische Sumpf sich für immer über dem geschuppten Teufel schloß, sagte John heiser: »Wahadins Tod wird dich erlösen, Henry Colfax.«

Kurz darauf erreichte John Sinclair den Urwaldtempel. Er kroch auf allen vieren zu jener Mauernische, in der er den Zeremoniendolch wußte, und bewaffnete sich damit. Er hörte Jane schluchzen. Das brachte sein Blut zum Kochen. Er federte auf die Beine, versteckte sich nun nicht mehr vor dem Diakon des Teufels, sondern zeigte sich diesem.

Wahadin stand auf dem Felsblock bei seinem Opfer.

»He, du Satansbraten!« schrie John mit vollen Lungen. »Warum diese Umstände? Wozu willst du Jane Collins zur Dämonin machen? Warum versuchst du nicht, mich zu töten? Bist du zu feige dazu? Befürchtest du, mir nicht gewachsen zu sein?«

Wahadin starrte John Sinclair, den Erzfeind aller Dämonen, mit haßlodernden Augen an. »Ich? Feige? Du weißt anscheinend nicht, was du sagst, Sinclair! Weshalb sollte ich eine Witzfigur wie dich denn fürchten, he?«

»Dann komm, und stell dich zum Kampf!« schrie John. Er wickelte die Silberkette mit dem Kreuz um den Zeremoniendolch, um beim Todesstoß die größtmögliche Wirkung zu erzielen. »Diesmal wird es nicht nur ein Ende für zweihundert Jahre, Wahadin, sondern ein Ende für immer!«

»Ich lache mich kaputt über dich, Sinclair! Du bist ein dämlicher Phantast! Ein infantiler Irrer! Wie hast du's bloß geschafft, so lange zu überleben?«

»Ganz einfach. Ich war immer um eine Spur besser als meine verdammten Gegner. Und ich bin auch eine Spur besser als du, Wahadin! Komm her, damit ich es dir beweisen kann!«

John wollte unbedingt erreichen, daß Wahadin sich von Jane entfernte. Das Mädchen lag wie erstarrt auf dem Felsblock. John wollte sie aus dieser schrecklichen Lage so schnell wie möglich befreien.

Wahadin stieß einen röhrenden Kampfschrei aus.

Er sprang von dem großen Steinblock, hatte plötzlich eine leuchtende Flammenpeitsche in der gläsernen Hand, mit der er augenblicks nach John schlug. John war klar, was Wahadin wollte. Der Diakon beabsichtigte, ihn mit der Flammenpeitsche zu entwaffnen.

Aber mochte kommen, was wollte, der Geisterjäger würde sich niemals vom Zeremoniendolch trennen. Jedenfalls nicht, solange Wahadin noch am Leben war.

Klatsch.

Das brennende Peitschenende ringelte sich um Johns rechtes Bein. Ein gewaltiger Ruck. John verlor das Gleichgewicht und fiel auf den Rücken. Wahadin stieß ein triumphierendes Gelächter aus.

»Freu dich nicht zu früh!« schrie John, rollte herum und federte wieder hoch.

Der nächste Schlag galt Johns Hals. Das war verdammt gefährlich, denn auf diese Weise hätte Wahadin den Geisterjäger erdrosseln können.

John duckte jedoch reaktionsschnell ab, spannte die Muskeln und warf sich mutig nach vorn. Mit ungeheurer Geschwindigkeit sauste er auf den Diakon des Teufels zu. Wahadin wollte ausweichen, aber der Geisterjäger war schneller. Knirschend drang die blitzende Klinge des Zeremoniendolchs in die gläserne Brust des Dämons.

Wahadin stieß einen markerschütternden Schrei aus.

Sein Leib erstarrte zu festem Glas, das überall Risse und Sprünge bekam.

Colfax' Blut, das Wahadin in sich aufgenommen hatte, floß aus dem erstarrten Körper und entzündete sich an der Luft. Grelle Flammen schlugen augenblicklich hoch. Wahadin konnte sich vor ihnen nicht in Sicherheit bringen. Der gläserne Körper gehorchte ihm nicht mehr. Sein in panischem Schrecken schreiender Kopf saß auf einem festen, unverrückbaren Sockel. Eine furchtbare Hitze hüllte den Diakon des Teufels ein.

Plötzlich begann die Erde zu beben.

John eilte zu Jane Collins. Er befreite sie von ihren magischen Fesseln. Ringsherum knirschten die Tempelmauern.

»Komm!« keuchte John. »Schnell! Der Tempel stürzt ein.«

Das Rumpeln des Bodens wurde immer stärker.

John und Jane kümmerten sich nicht weiter um Wahadin. Der war erledigt.

Die große Hitze brachte das erstarrte Glas zum Schmelzen. Wahadin brüllte bis zu seinem verdienten Ende. Als sein gläserner Körper beinahe vollends geschmolzen war, fiel sein Kopf in die züngelnden Flammen, und daraus gab es dann kein Entkommen mehr für ihn. Die Kräfte der Hölle, die er zu seiner Rettung mobilisieren wollte, kamen zu spät. Sie zerstörten den schwarzen Tempel. Kein Stein blieb auf dem anderen. Aber als das passierte, hatte sich John Sinclair mit seiner Freundin längst in Sicherheit gebracht.

Auf Java war die Ordnung wieder hergestellt, und kaum einer wußte, daß die drohende Gefahr von einem Geisterjäger aus England gebannt worden war…

ENDE